

DER FELS

Papst Benedikt XVI.:
Suche nach neuen Wegen in der
Kraft des Heiligen Geistes

227

P. Dr. Hermann Geißler FSO:
Der Glaubensweg des seligen
John Henry Newman

231

Jürgen Liminski:
Reformen erst, wenn der Staat
richtig pleite ist?

262

Katholisches Wort in die Zeit

41. Jahr August/September 2010



INHALT

| | |
|---|-----|
| Papst Benedikt XVI.: Suche nach neuen Wegen in der Kraft des Heiligen Geistes | 227 |
| P. Anselm Günthör OSB: Zeichen der sicheren Hoffnung..... | 230 |
| P. Dr. Hermann Geißler FSO: Der Glaubensweg des seligen John Henry Newman | 231 |
| John Henry Newman: Seid stark im Herrn!..... | 237 |
| Raymund Fobes: „Herr, du hast Worte ewigen Lebens!“ .. | 240 |
| Martin Haubs: Fulda – eine liebenswerte Kongressstadt..... | 242 |
| Jürgen Liminski: Mutter Teresa | 244 |
| Raymund Fobes: JA zu Christus – JA zur Kirche | 247 |
| Gabriele Kuby: „Gott schütze den Heiligen Vater und unsere Kirche!“ | 250 |
| François Reckinger: Ein Drama – und keine Ende? | 254 |
| Franz Salzmacher: Die fallende Maske von Sultan Erdogan | 260 |
| Jürgen Liminski: Reformen erst, wenn der Staat richtig pleite ist? | 262 |
| Auf dem Prüfstand | 265 |
| Zeit im Spektrum..... | 267 |
| Bücher | 269 |
| Veranstaltungen..... | 271 |

Impressum „Der Fels“ Aug./Sept. 2010 Seite 271
Redaktionsschluss ist jew. der 5. des Vormonats

Titelbild: Mariä Himmelfahrt (1599)
Guido Reni (1575-1642), Öl/Leinwand, Bologna, Pieve die Cento,

Fotos: 228 Links: Michael Hesemann: Paulus von Tarsus; S. 248, Nr. 46; Sankt-Ulrich-Verlag, Augsburg; 228 rechts: G. Eberts: Das II. Vatikanische Konzil, Pattloch-Verlag, 1985, S. 35; 229 oben: KNA-Bild; 229 unten: I care, Nr. 15; 230, 231, 234, 235, 237, 238 Archiv; 231 H. Geißler; 240 Br. Peter Fobes OFM; 242-245 M. Haubs; 246 Kirche in Not; 247-249 R. Fobes; 250 G. Kuby; 257 www.schulbuchpreis.de;

Quelle S. 272: Prof. Dr. Anton Strle, Loize Grozde, Ljubljana 1944.

Liebe Leser,

Wir kennen Christi Wort „Getrennt von mir könnt ihr nichts vollbringen“ (Joh. 15,5). Es heißt nicht etwa, ihr könnt wenig vollbringen, nein, es heißt: nichts! Unwillkürlich fragen wir uns, stimmt das? Wir sehen die mächtigen Bauwerke der UNO und anderer politischer Institutionen, die gigantisch in den Himmel ragenden Türme der Finanzwelt, Versicherungspaläste, Warenhäuser, Fabriken. Ist das alles nichts?

Wir haben aber auch erlebt, wie unüberwindbar scheinende Weltreiche 1989 wie Kartenhäuser zusammengefallen sind und wie im Krieg stolze Städte in Schutt und Asche gebombt wurden, wie Menschen hilflos vor Umweltkatastrophen stehen, die sie mit ihrer Profitgier selber verursacht haben. Das Wort „Ohne mich könnt ihr nichts tun“, nichts, was Bestand hat, bestätigt sich stets neu. Zwei Beispiele:

Die europäische Einigung hatte nach dem zweiten Weltkrieg keinen leichten Start. Sie wurde dennoch ein historischer Erfolg. Als gläubige Christen legten Adenauer, Schuman und De Gasperi ein gutes Fundament. Die heutige EU hat eine Verfassung ohne Gott – und Schwierigkeiten, nicht nur finanzieller Art, die sie nicht überwinden kann.

Die Krise, in der die europäischen Länder stehen, ist nicht nur wirtschaftlicher, sondern vor allem kultureller und geistiger Natur.

Die deutsche Bundesregierung müht sich um eine Gesundheitsreform. Die Lösung des Problems liegt nicht in der Frage der Kopfpauschale. Das wirkliche Problem ist die demographische Entwicklung, die fehlenden Kinder als künftige Beitragszahler. Dahinter steht die geltende Abtreibungsregelung, der jährlich eine Viertel-Million Kinder zum Opfer fallen. Ein Gesetz, das parteiübergreifend gegen Gottes Gebot beschlossen wurde.

Die europäischen Staaten basteln an Schulreformen. Dabei geht es vor allem um bessere Fähigkeiten der Schüler für die Berufsarbeit. Der von der Wirtschaft dringend gefragte gut ausgebildete „Rohstoff Mensch“ ist gefragt. Mit ganzheitlicher Erziehung haben diese Reformen nichts zu tun. Papst Benedikt XVI. hat vor der italienischen Bischofskonferenz die Wurzeln des überall spürbaren „Erziehungsnotstandes“ angesprochen. Er nennt zwei Hauptübel: Die antiautoritäre Erziehung des „autonomen“ Menschen, der seine „Normen“ selbst findet und sich ohne Normen von außen entwickelt, sowie den Werterelativismus, für den es keine endgültige Wahrheit gibt. In seiner Enzyklika „Liebe in Wahrheit“ (Ziff. 18) sagt Benedikt: „Wenn die Entwicklung nicht den ganzen Menschen betrifft, ist sie keine wahre Entwicklung.“ Weil Benedikt XVI. die Dogmen der fundamentalistischen „Aufklärer“ auf den Prüfstand stellt und an die Gebote Gottes und die Wahrheit über den Menschen erinnert, wird er abgelehnt und sogar gehasst.

Was Menschen, die in Verbindung mit Gott stehen, auch in unserer Zeit vollbringen, haben uns jene vorgelebt, die uns die Kirche als Vorbilder vor Augen stellt. Mutter Teresa von Kalkutta hat eine ganze Welt aufgerüttelt. Der polnische Priester Jerzy Popieluszko versetzte mit seinen Predigten und seinem Eintreten für die Solidarnosz-Bewegung das kommunistische Regime in Schrecken. Auch er trug mit seinem Martyrertod dazu bei, ein Weltreich zum Wanken zu bringen. Diese Vorbilder stellen uns vor Augen, was auch wir in Verbindung mit Christus erreichen können.



Mit den besten Wünschen aus Kaufering
Ihr Hubert Gindert

Suche nach neuen Wegen in der Kraft des Heiligen Geistes

Papst Benedikt XVI. zur Neuevangelisierung

Liebe Brüder und Schwestern!

Mit der Feier der Ersten Vesper treten wir in das Hochfest der hll. Petrus und Paulus ein. Wir haben die Gnade, dies in der Päpstlichen Basilika zu tun, die den Namen des Völkerapostels trägt: an seinem Grab sind wir zum Gebet versammelt. In den Mittelpunkt meiner kurzen Reflexion möchte ich daher die missionarische Berufung der Kirche stellen. In diese Richtung gehen auch die dritte Antiphon der von uns gebeteten Psalmodie und die Schriftlesung. Die ersten beiden Antiphonen sind dem hl. Petrus gewidmet, die dritte dem hl. Paulus. Dort heißt es: »Heiliger Apostel Paulus, auserwähltes Werkzeug des Herrn, Verkünder der Wahrheit in der ganzen Welt!« Und in der Kurzlesung aus den Grußworten am Anfang des Briefs an die Römer stellt sich Paulus vor als »berufen zum Apostel, auserwählt, das Evangelium Gottes zu verkündigen« (Röm 1,1). Die Gestalt des Paulus – seine Person und sein Dienst, sein ganzes Dasein und seine harte Arbeit für das Reich Gottes – stehen vollkommen im Dienst des Evangeliums.

In diesen Texten nimmt man eine Bewegung wahr, bei der nicht der Mensch der Handelnde ist, sondern Gott, der Hauch des Heiligen Geistes, der den Apostel dazu bewegt, in die Welt hinauszuziehen, um allen Menschen die Frohe Botschaft zu bringen: die Verheißungen der Propheten haben sich in Jesus erfüllt, dem Messias, Sohn Gottes, der für unsere Sünden gestorben und um unserer Rechtfertigung willen auferstanden ist. Saulus gibt es nicht mehr, sondern Paulus, ja mehr noch, Christus, der in ihm lebt (vgl. Gal 2,20) und alle Menschen erreichen will. Wenn uns der Gedenktag

der heiligen Schutzpatrone Roms also auch das zweifache Streben vor Augen führt, das für diese Kirche typisch ist – das Streben nach Einheit und Universalität –, so lässt uns der Kontext, in dem wir heute Abend versammelt sind, doch dem zweiten den Vorzug geben, wobei wir uns sozusagen von Paulus und seiner außergewöhnlichen Berufung »mitreißen« lassen.

Als der Diener Gottes Giovanni Battista Montini während des Zweiten Vatikanischen Konzils zum Nachfolger Petri gewählt wurde, war es sein Wunsch, den Namen des Völkerapostels anzunehmen. Im Rahmen seines Programms zur Umsetzung des Konzils berief Paul VI. 1974 die Versammlung der Bischofssynode ein, die sich mit dem Thema der Evangelisierung in unserer Zeit befassen sollte. Ungefähr ein Jahr später veröffentlichte er das Apostolische Schreiben *Evangelii nuntiandi*, das mit folgenden Worten beginnt:

»Die Verkündigung des Evangeliums an die Menschen unserer Zeit, die von Hoffnung erfüllt, aber gleichzeitig oft von Furcht und Angst niedergedrückt sind, ist ohne Zweifel ein Dienst, der nicht nur der Gemeinschaft der Christen, sondern der ganzen Menschheit erwiesen wird« (Nr. 1).

Es ist auffallend, wie aktuell diese Worte sind. Sie zeigen die besondere missionarische Sensibilität Pauls VI. und lassen durch seine Stimme auch den sehnlichen Wunsch des Konzils nach einer Evangelisierung der Welt unserer Zeit vernehmen. Von diesem Wunsch, der besonders im Dekret *Ad Gentes* zum Ausdruck kommt, sind alle Dokumente des Zweiten Vatikanischen Konzils durchdrungen – ja, er hatte auch schon die Arbeit und die Gedanken der Kon-

Die Kirche ist ihrer Natur nach missionarisch, weil Christus ihr diese Sendung eingepflanzt hat. Das Zweite Vatikanische Konzil hat dies vielfach hervorgehoben, und die Päpste Paul VI. und Johannes Paul II. setzten auf ihre Weise diesen Auftrag um. Benedikt XVI. führt die Missionierung konsequent weiter und gibt der Neuevangelisierung unter den Völkern, die durch die Säkularisierung in eine schwere Krise geraten sind, einen neuen Impuls. Er gründete einen neuen Organismus für die erneuerte Evangelisation in der Form eines päpstlichen Rates. In der Predigt zum Vorabendgottesdienst des Hochfestes St. Peter und Paul (29. Juni) in St. Paul vor den Mauern – Text nebenstehend – beleuchtete er diese wichtige missionarische Aufgabe der Kirche und rief zum großen Engagement für die volle Einheit zwischen den Christen auf.



Die Bezugstexte aus der Ersten Vesper zum Fest der hll. Petrus und Paulus:

1. Antiphon: Petrus bekannte und sagte: Du bist der Messias, der Sohn des lebendigen Gottes. Jesus Christus sprach zu Ihm: Selig bist du, Simon Petrus.

2. Antiphon: Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen. Und die Mächte der Unterwelt werden sie nicht überwältigen.

3. Antiphon: Heiliger Apostel Paulus, auserwähltes Werkzeug des Herrn, Verkünder der Wahrheit in der ganzen Welt!

Kurzlesung, Röm 1,1-2.7:

Paulus, Knecht Christi Jesu, berufen zum Apostel, auserwählt, das Evangelium Gottes zu verkündigen, das er durch seine Propheten im voraus verheißten hat in den heiligen Schriften, an alle in Rom die von Gott geliebt sind, die berufenen Heiligen: Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserem Vater, und dem Herrn Jesus Christus.

zilsväter inspiriert, die zusammengekommen waren, um auf eine so greifbare Weise wie nie zuvor die weltweite Verbreitung der Kirche zu repräsentieren.

Wir müssen hier nicht erklären, wie der ehrwürdige Diener Gottes Johannes Paul II. während seines langen Pontifikats diese Ausrichtung auf die Mission entfaltet hat, die – was man nicht oft genug sagen kann – dem Wesen der Kirche selbst entspricht, welche mit Paulus stets sagen kann und muss: »Wenn ich nämlich das Evangelium verkünde, kann ich mich deswegen nicht rühmen; denn ein Zwang liegt auf mir. Weh mir, wenn ich das Evangelium nicht verkünde!« (/ Kor 9,16). Papst

Evangeliums bereits erhalten haben. Wir alle wissen, dass mein Vorgänger der Sendung der Kirche starken Auftrieb gegeben hat; und das nicht nur – wie ich wiederholen möchte – wegen der von ihm zurückgelegten Distanzen, sondern vor allem wegen des echten missionarischen Geistes, von dem er beseelt war und den er uns am Anbruch des dritten Jahrtausends hinterlassen hat.

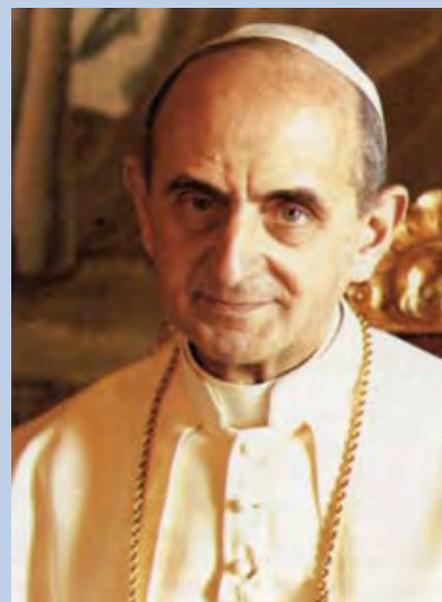
Als ich dieses Erbe antrat, konnte ich zu Beginn meines Petrusdienstes bekräftigen, dass die Kirche jung ist und offen für die Zukunft. Und ich wiederhole es auch heute am Grab des hl. Paulus: Die Kirche ist in der Welt eine gewaltige Kraft der Erneue-

da wurden sie sich ihrer Ohnmacht bewusst. Doch Jesus selbst hat ihnen gezeigt, dass mit dem Glauben an Gott nichts unmöglich ist; dass wenige Laibe Brot und ein paar Fische, gesegnet und geteilt, alle satt machen können. Aber da war – und ist – nicht nur der Hunger nach materiellem Brot: da ist ein Hunger, der viel tiefer geht und den Gott allein stillen kann. Auch die Menschen des dritten Jahrtausends sehnen sich nach einem echten und erfüllten Leben, haben das tiefe Bedürfnis nach Wahrheit, Freiheit, ungeschuldeter Liebe. Auch in den Wüsten der säkularisierten Welt dürstet die Seele nach Gott, dem lebendigen Gott. Daher hat Johannes Paul II. geschrie-



Links: Die Statue des Völkerapostels vor der Basilika St. Paul vor den Mauern in Rom. Mit Bedacht wählte Papst Benedikt diesen Ort für seine Ankündigung.

Rechts: Papst Paul VI. wählte den Namen des Völkerapostels zu seinem Papst-Namen. Er nahm die Impulse des Zweiten Vatikanums zur Evangelisierung der Völker auf, beriet 1974 mit einer Bischofssynode darüber und veröffentlichte 1975 das Rundschreiben „Evangelii nuntiandi“.



Johannes Paul II. hat die missionarische Natur der Kirche nicht nur durch seine Apostolischen Reisen vorgelebt, sondern auch dadurch, dass sein Lehramt die Notwendigkeit einer »Neuevangelisierung« betonte: »neu« nicht dem Inhalt, sondern dem inneren Antrieb nach, offen für die Gnade des Heiligen Geistes, der die Kraft des neuen Gesetzes des Evangeliums ist und der die Kirche stets erneuert; »neu« durch die Suche nach Modalitäten, die der Kraft des Heiligen Geistes entsprechen und den Zeiten und Situationen angemessen sind; »neu«, weil sie auch in jenen Ländern erforderlich ist, die die Verkündigung des

Evangeliums, doch sie ist es nicht aus eigener Kraft, sondern durch die Kraft des Evangeliums, das vom Atem des Heiligen Geistes Gottes durchdrungen ist, Schöpfer und Erlöser der Welt. Der Mensch ist den Herausforderungen unserer Zeit nicht gewachsen, weder den historischen noch den sozialen, und schon gar nicht denen spiritueller Art.

Wir Hirten der Kirche haben manchmal den Eindruck, die Erfahrung der Apostel neu zu durchleben, die angesichts der Tausenden von bedürftigen Menschen, die Jesus folgten, fragten: Was können wir für all diese Menschen tun? Und

ben: »Die Sendung Christi, des Erlösers, die der Kirche anvertraut ist, ist noch weit davon entfernt, vollendet zu sein«, und weiter: »Ein Blick auf die Menschheit insgesamt am Ende des zweiten Jahrtausends zeigt uns, dass diese Sendung noch in den Anfängen steckt und dass wir uns mit allen Kräften für den Dienst an dieser Sendung einsetzen müssen« (Enz. *Redemptoris missio*, 1). Es gibt Regionen auf der Welt, die noch auf eine Erstevangelisierung warten; andere dagegen haben sie zwar erhalten, doch bedürfen einer Arbeit, die tiefer geht. In anderen Regionen wieder hat das Evangelium schon vor langer Zeit Wurzeln geschlagen

und so eine wahre christliche Tradition hervorgebracht, wo aber der Prozess der Säkularisierung in den letzten Jahrhunderten eine komplexe Dynamik in Gang gebracht und eine tiefe Krise ausgelöst hat, die den Sinn des christlichen Glaubens und die Zugehörigkeit zur Kirche in Frage stellt.

Von dieser Perspektive ausgehend habe ich beschlossen, einen neuen Organismus in der Form eines »Päpstlichen Rates« ins Leben zu rufen, dessen Hauptaufgabe es sein wird, in jenen Ländern eine neue Evangelisierung voranzutreiben, wo zwar schon eine erste Verkündigung des Glaubens erfolgte und es Kirchen alter Gründung gibt, die aber eine fortschreitende Säkularisierung der Gesellschaft und eine Art »Finsternis des Sinnes für Gott« erleben. Diese Herausforderung drängt uns, geeignete Mittel zu finden, um die immerwährende Wahrheit des Evangeliums Christi erneut vorschlagen zu können.

Liebe Brüder und Schwestern, die Herausforderung der Neuevangelisierung ruft die universale Kirche auf den Plan und macht es auch erforderlich, dass wir mit aller Kraft fortfahren, nach der vollen Einheit unter den Christen zu suchen.

Ein beredtes Zeichen der Hoffnung in diesem Sinn sind die gegenseitigen Besuche, die sich die Kirche von Rom und die Kirche von Konstantinopel zum Fest ihrer jeweiligen heiligen Schutzpatrone abzustatten pflegen. So empfingen wir heute mit großer Freude und Dankbarkeit die Delegation, die Patriarch Bartholomaios I., den wir aus ganzem Herzen grüßen, nach Rom entsandt hat. Die Fürsprache der hll. Petrus und Paulus erlange der ganzen Kirche glühenden Glauben und apostolischen Mut, um der Welt die Wahrheit zu verkünden, derer wir alle bedürfen, die Wahrheit, die Gott ist, Anfang und Ende des Universums und der Geschichte, barmherziger und treuer Vater, Hoffnung ewigen Lebens.

Amen.

(Orig .ital. in OR 30.6/1.7.2010; Übersetzung ins Deutsche in OR dt 9.7.2010, Seite 8)



Oben: Papst Johannes Paul II. reiste in nahezu alle Länder der Erde. „Die Sendung Christi, des Erlösers, die der Kirche anvertraut ist, ist noch weit davon entfernt, vollendet zu sein ... Ein Blick auf die Menschheit insgesamt am Ende des zweiten Jahrtausends zeigt uns, dass diese Sendung noch in den Anfängen steckt und dass wir uns mit allen Kräften für den Dienst an dieser Sendung einsetzen müssen“ (Enz. „Redemptoris Missio“, Nr.1).

Unten: Papst Benedikt XVI. rief jetzt einen Päpstlichen Rat für die Wieder-Evangelisierung ins Leben. „Hauptaufgabe dieses Rates wird es sein, in jenen Ländern eine neue Evangelisierung voranzutreiben, wo zwar schon eine erste Verkündigung des Glaubens erfolgte und es Kirchen alter Gründung gibt, die aber eine fortschreitende Säkularisierung der Gesellschaft und eine Art „Finsternis des Sinnes für Gott“ erleben“.



Zeichen der sicheren Hoffnung

Zum Fest der Aufnahme Mariens in den Himmel

Der französische Dichter und Philosoph Sartre hat die Ansicht geäußert, der Mensch sei „ein unnützes Leiden“. Die Welt hat er als eine „misslungene Welt“ bezeichnet. Aus dieser Anschauung hat er die Folgerung gezogen, es sei ungeheuerlich und gefühllos, einem Kind das Leben zu schenken. Damit würde nur die misslungene Welt im Dasein erhalten. Es sei ein Glück, wenn man am Ende des Lebens sagen könne: Ich lasse keinen zurück, der das menschliche Leid fortsetzen muss.

Der Dichter und Philosoph, der diese Äußerungen getan hat, war Atheist. Die Leugnung Gottes stand im Mittelpunkt seines Denkens. Er hat in seinen Werken auch nie den Namen „Jesus Christus“ ausgesprochen. Der Mensch ist daher für ihn der völlig Einsame, ohne Schöpfer und ohne Erlöser. Er steht im Dunkel. Es fällt auf ihn kein Licht des Glaubens. Wo das Licht des Glaubens erlischt, kommt der Mensch – die Erfahrung unserer Tage bestätigt es – zu einer solch pessimistischen Beurteilung der Welt und seines eigenen Daseins. Er nimmt Stellung gegen sein eigenes Leben.

Im Fest der Aufnahme Mariens mit Seele und Leib in den Himmel liegt die einem solchen Pessimismus völlig entgegengesetzte Antwort auf die Frage, wie es um uns Menschen steht.

Gott spricht ganz anders über die Welt und über uns Menschen als jener atheistische Dichter. Die Welt ist als gute Welt aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen. Auf der ersten Seite der Hl. Schrift heißt es im Bericht über die Schöpfung der Welt sechsmal: „Gott sah, dass es gut war.“ Am Ende des Schöpfungsberichtes wird dies sogar mit Nachdruck gesagt: „Gott sah alles, was er gemacht hatte: Es war sehr gut“ (Gen 1,31).

Allerdings kam durch die Schuld der Menschen die Unordnung in die Welt. Die Hl. Schrift spricht von ei-

nem Fluch Gottes über die Erde (Gen 3,17). Doch hat Gott zugleich einen Hinweis auf die kommende Erlösung gegeben. So hat die Kirche von jeher die Worte an die Schlange, das Sinnbild des Teufels, des Verführers und Verderbers, gedeutet: „Feindschaft setze ich zwischen dich und die Frau, zwischen deinen Nachwuchs und ihren Nachwuchs. Er trifft dich am Kopf“ (Gen 3,15). In der Frau und ihrem Nachwuchs hat die Kirche eine Anspielung auf Maria und Jesus gesehen. In einem der Hochgebete der hl. Messe reden wir Gott mit folgenden Worten an:

„Als der Mensch im Ungehorsam deine Freundschaft verlor und der Macht des Todes verfiel, hast du ihn dennoch nicht verlassen, sondern voll Erbarmen allen geholfen, dich zu suchen und zu finden. Immer wieder hast du den Menschen deinen Bund angeboten und sie durch die Propheten gelehrt, das Heil zu erwarten.“

Zu der von Gott festgesetzten Stunde ist der Erlöser gekommen, geboren aus Maria. Im selben Hochgebet bekennt die Kirche: „So sehr

Wie die Mutter Jesu, im Himmel schon mit Leib und Seele verherrlicht, Bild und Anfang der in der kommenden Welt zu vollendenden Kirche ist, so leuchtet sie auch hier auf Erden in der Zwischenzeit bis zur Ankunft des Tages des Herrn (vgl. 2 Petr 3,10) als Zeichen der sicheren Hoffnung und des Trostes dem wandernden Gottesvolk voran.

Zweites Vatikanisches Konzil; Dogm. Konstitution über die Kirche, Nr. 68

hast du die Welt geliebt, heiliger Vater, dass du deinen eingeborenen Sohn als Retter gesandt hast, nachdem die Fülle der Zeiten gekommen war. Er ist Mensch geworden durch den Heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria.“

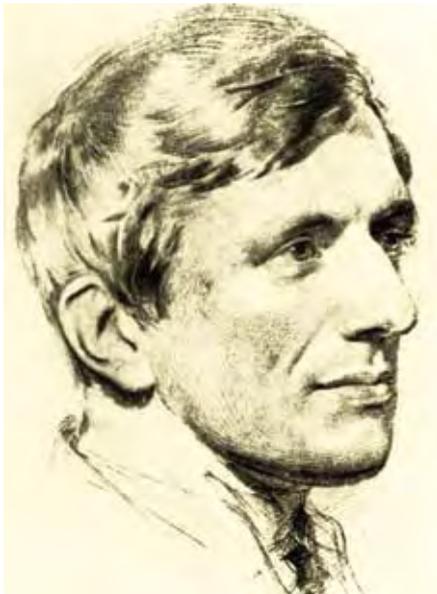
Maria ist die Erste von uns Menschen, der die Erlösung in ihrer ganzen Fülle zuteil geworden ist. In ihr zeigt uns Gott in besonderer Schönheit, was er mit uns allen vorhat. Sie ist mit Leib und Seele in die Herrlichkeit Gottes aufgenommen worden. Der Weg zu diesem unserem gemeinsamen Ziel führte sie durch großes Leid, aber es war kein „unnützes Leiden.“

Im Ja, das Gott zu Maria gesprochen hat, hat er zur Welt und zu uns allen ja gesagt. Dieses Ja wird in seiner ganzen Wirklichkeit am Ende der Tage in der Vollendung der gegenwärtigen Welt offenbar werden. Schon jetzt treffen die Strahlen der Güte Gottes diese Erde und uns Menschen, zuweilen nach langem Beten, manchmal auf überraschende Weise. Davon zeugen die vielen Votivtafeln an den Marienwallfahrtsorten. Wir lesen dort oft: Gott hat durch Maria geholfen. Hinter solchen Worten steht die Erfahrung von vielen Menschen, dass unsere Welt nicht ein gottverlassenes, bankrottetes Unternehmen ist und dass unser Leben, unser Beten und Leiden nicht unnützlich sind, sondern vor Gott wohl ihren Sinn haben. Man nennt das Fest der Aufnahme der Gottesmutter in den Himmel den großen Frauentag. Das besagt zunächst: Es ist der große Ehrentag Mariens. Mit Recht dehnen wir den Sinn des Wortes aus: Es ist der Tag, der im besonderen unseren Frauen und Müttern neuen Mut geben will. Ihr ganzer Dienst im Alltag ist dem Leben gewidmet. Diejenigen, die wie jener Dichter nicht glauben, sehen keinen Sinn im Dienst am Leben. Sie halten ihn für sinn- und verantwortungslos. Eine gläubige Frau und Mutter muss aber anders denken. Sie weiß und ist gerade in schweren Stunden davon überzeugt, dass ihr Dienst am Leben nicht umsonst sein kann. Sie weiß auch, dass wir nicht allein und uns selbst überlassen sind, denn Gott führt uns, wenn auch oft geheimnisvoll. Er will uns auch durch die Hand Mariens führen. Ergreifen wir dankbar diese Hand, und sie lässt uns nicht mehr los.

Von Licht zu Licht

Der Glaubensweg des seligen John Henry Newman

Ein berühmtes Gedicht von John Henry Newman beginnt mit den Worten: „Lead kindly light“ – „Führ liebes Licht, im Ring der Dunkelheit führ du mich an. Die Nacht ist tief, noch ist die Heimat weit, führ du mich an! Behüte du den Fuß: der fernen Bilder Zug begehrt ich nicht zu sehen: ein Schritt ist mir genug“. Newman wusste sich zeitlebens von einem lieben Licht geführt. Er folgte diesem Licht: Schritt für Schritt, in Freud und Leid, mit ein-drucksvoller Entschiedenheit.



1. Der Bekehrte

John Henry Newman wurde am 21. Februar 1801 in London geboren. Er wuchs im Haus seiner anglikanischen Eltern auf. Die Mutter machte ihn und seine fünf Geschwister schon früh mit der Bibel vertraut. Das Maßgebliche war dabei aber nicht der Glaube, sondern das Gefühl. Darum konnte Newman später sagen, er habe als Kind „keine eigentlichen religiösen Überzeugungen“¹ gehabt. Im Alter von sieben Jahren wurde er in

eine Privatschule geschickt. Und es zeigte sich bald, dass er nicht nur ein eifriger Schüler war, sondern auch Begabung hatte für Musik – er lernte Geige spielen –, für Organisation – er wurde Vorsitzender eines Schülerklubs – und für Journalistik – er gab eine Schülerzeitschrift mit dem Titel „Der Spion“ heraus.

In religiöser Hinsicht hatte der jugendliche Newman aber kein Fundament. In seinem Tagebuch schrieb er über diese Zeit: „Ich erinnere mich ... des Gedankens, ich möchte wohl tugendhaft sein, aber nicht religiös. Es lag etwas in der Vorstellung des letzteren, das ich nicht mochte. Auch hatte ich nicht erkannt, was es für einen Sinn hätte, Gott zu lieben.“² Die große Versuchung des jungen Newman bestand also darin, ein guter Mensch zu werden, aber Gott und damit die Quelle alles Guten zu verlieren. Klopft diese Versuchung nicht auch heute an die Tür vieler Menschen, vielleicht an unser Herz?

Inmitten dieser dunklen Stürme kam es zur ersten Wende im Leben Newmans. Er selbst nannte diese Wende oft seine „erste Bekehrung“. „Als ich 15 Jahre alt war“, so schreibt er, „ging in meinem Denken eine große Änderung vor sich. Ich kam unter den Einfluss eines bestimmten Glaubensbekenntnisses, und mein Geist nahm dogmatische Eindrücke in sich auf, die durch Gottes Güte nie mehr ausgelöscht und getrübt wurden.“³

Wie kam es zu dieser großen Änderung im Denken des 15-Jährigen? Die Familie Newman war unerwartet in eine finanzielle Notlage geraten, da die Bank des Vaters bankrott ging. Deshalb musste der erkrankte John Henry während der Sommerferien 1816 im Internat der Schule bleiben. In dieser Zeit las er auf An-



P. Dr. Hermann Geißler ist Priester der Geistlichen Familie „Das Werk“ (FSO), Abteilungsleiter bei der Glaubenskongregation und Direktor des „Internationalen Zentrums der Newman-Freunde“ in Rom.

regung eines Lehrers ein Buch über „Die Macht der Wahrheit“. Dieses Buch traf den Studenten ins Herz. Er fand zu einem lebendigen Glauben an Gott und erkannte zugleich die Vergänglichkeit der irdischen Dinge. Im Geist des heiligen Augustinus schreibt er darüber: „Ich ... ließ mich in dem Gedanken Ruhe finden, dass es zwei und nur zwei Wesen gebe, die absolut und von einleuchtender Selbstverständlichkeit sind: ich selbst und mein Schöpfer.“⁴

Seit dieser ersten Bekehrung hatte Newmans Glaube ein festes Fundament: „Von meinem fünfzehnten Lebensjahr an“, so schreibt er, „war das Dogma das Fundamentalprinzip meiner Religion; eine andere Religion kenne ich nicht ...; Religion als bloßes

Gefühl ist für mich Traum und Blendwerk. Man könnte ebenso gut von Kindesliebe ohne Eltern sprechen, als von Frömmigkeit ohne die Tatsache eines höchsten Wesens.“⁴⁵ Die erste Bekehrung führte Newman zu dem hin, der das wahre Licht ist. Und auf diese erste Bekehrung folgten viele weitere Schritte der Läuterung und der Reifung, die dieses Licht immer mehr zum Strahlen brachten. Wer zum Licht kommen will, muss bereit sein, sich zu bekehren. Er muss seine Ich-Welt hinter sich lassen und sich öffnen für Gott. Auch heute ist die Bekehrung der Weg zum Licht.

2. Der Seelsorger

Erst 16 Jahre alt, begann Newman das Universitätsstudium in Oxford. Er widmete sich intensiv seinen Aufgaben als Student und versuchte treu jenem inneren Licht zu folgen, das er als die Mitte seines Lebens erkannt hatte. Bereits nach drei Jahren machte er die Abschlussprüfung und wurde kurz darauf Professor.

In dieser Zeit entschloss er sich, sein Leben ganz in den Dienst Gottes und der Menschen zu stellen. Als er 1824 zum anglikanischen Diakon geweiht wurde, notierte er in seinem Tagebuch die Worte: „Ich trage Verantwortung für die Seelen bis zum Tag meines Todes.“⁴⁶ Nach seiner ersten Bekehrung hatte Newman noch gewisse individualistische Züge an sich: „ich selbst und mein Schöpfer“, so hatte er geschrieben. Nun kam die Dimension der Verantwortung für die anderen hinzu. Er erkannte, dass er dem Licht Gottes nur treu bleiben konnte, wenn er bereit war, dieses Licht anderen weiterzugeben, ein Diener der Menschen zu sein. Besonders wichtig war ihm dabei der persönliche Kontakt. Als Diakon in einer ärmlichen Pfarrei in Oxford begann er deshalb neben der traditionellen Predigtstätigkeit mit Hausbesuchen – damals eine ganz neue und ungewohnte Art der Seelsorge.

Kurze Zeit später wurde Newman neben seiner akademischen Tätigkeit auch Pfarrer der Universität Oxford. Jeden Sonntagabend hielt er eine Predigt, um die Gewissen der Studenten und auch

der Professoren wach zu rütteln. Er besaß eine große Gabe für die Predigt. Er legte die christlichen Wahrheiten klar dar, er rief zu einem Leben nach den Grundsätzen des Evangeliums auf, er gab dem Wort durch sein Lebenszeugnis innere Autorität.

Newman wollte die Studenten nicht nur in ihrer intellektuellen Ausbildung begleiten. Er war vielmehr darauf bedacht, ihnen auch Wegbegleiter zu sein und sie zu einem Leben nach dem Evangelium anzuspornen. Aus diesem Grund bekam er bald Schwierigkeiten mit seinen liberalen Vorgesetzten. Dabei kann Newman in keiner Weise der Engstirnigkeit bezichtigt werden. Er veranstaltete häufig Abende für Studenten. Er lud zu den Mahlzeiten regelmäßig Freunde und Bekannte

ein. Dabei wurde nicht nur über religiöse Themen gesprochen, sondern auch über Literatur, Geschichte, Mathematik und vieles mehr. Hier zeigt sich ein Grundprinzip von Newmans Wirken, das er einmal so formulierte: „Ich möchte, dass der denkende Laie religiös sei und der fromme Geistliche ein denkender Mensch.“⁴⁷

Newman war ein Erzieher durch und durch. Er hatte stets die Gewissen der anderen vor Augen und wusste um seine Verantwortung für die Seelen. Er wollte immer aufbauen, nicht niederreißen. Er bezeugt: „Nichts war mir verhasster, als Zweifel auszustreuen und die Gewissen unnötigerweise zu verwirren.“⁴⁸ Newman war ein Vater der Gewissen, dem die Verantwortung für das Heil der See-

**Lead, kindly light, amid the encircling gloom,
Lead Thou me on!
The night is dark, and I am far from home –
Lead Thou me on!
Keep Thou my feet; I do not ask to see
The distant scene, one step enough for me.**

**I was not ever thus, nor prayed that Thou
Shouldst lead me on.
I loved to choose and see my path, but now
Led Thou me on!
I loved the garish day, and spite of fears
Pride ruled my will: remember not past years.**

**So long Thy power hath blest me, sure it still
Will lead me on:
O'er moor and fen, o'er crag and torrent till
The night is gone;
And with the morn those angels faces smile
Which I have loved since and lost awhile.**

Hier das bekannte Gedicht „Lead, kindly light“ in englischer Sprache und in einer deutschen Nachdichtung von Ida Friederike Görres. John Henry Newman war „in einsamem Stunden“ einer Italienreise zu der Überzeugung gekommen, dass er „in England

len klar vor Augen stand. Er war ein Vollblut-Seelsorger. Er konnte das Licht, das er gefunden hatte, nicht für sich behalten, er musste davon Zeugnis geben. Solche Zeugen des Lichtes braucht die Welt auch heute. Jesus lädt uns ein, „Salz der Erde“ und „Licht der Welt“ zu sein.

3. Der Wahrheitssucher

Im Sommer 1828 begann Newman die Kirchenväter zu lesen – die großen Heiligen und Theologen der ersten christlichen Jahrhunderte. Diese Lektüre wurde für ihn zum Schlüssel, um die christliche Offenbarung in ihrer Fülle zu entdecken. Die Heilige Schrift hatte er gründlich studiert und große Teile davon auswendig gelernt; nun eröffnete sich ihm auch der Zu-

gang zur Überlieferung, deren besondere Zeugen die Kirchenväter sind. Man kann den Einfluss der Väter auf die religiöse Entwicklung Newmans kaum überschätzen. Er selbst bezeugt später: „Die Väter haben mich katholisch gemacht.“⁹

Bald veröffentlichte Newman seine erste große Studie über „Die Arianer des 4. Jahrhunderts“ (1832). Doch während er nach der Wahrheit forschte und sich mehr und mehr von den Vätern inspirieren ließ, sah er mit großer Sorge, dass der Einfluss liberaler Strömungen in Oxford und in ganz England wuchs. Diese Erfahrung bewog ihn, zusammen mit anderen Geistlichen die Oxford-Bewegung ins Leben zu rufen (1833). Die Grundüberzeugung dieser Bewegung war, dass England vom Glauben der Al-

ten Kirche abgefallen ist und es einer „zweiten Reformation“ bedurfte, um die anglikanische Gemeinschaft im Geist des Urchristentums zu erneuern. Die führenden Männer der Bewegung wirkten vor allem durch eine intensive Predigtstätigkeit und die Veröffentlichung sogenannter Tracts, das waren Flugschriften, die in Oxford und später in vielen anderen Städten verteilt wurden und wie Blitze aus heiterem Himmel einschlugen. Drei Prinzipien leiteten die Bewegung: erstens das dogmatische Prinzip, nach dem der christliche Glaube die Wahrheit ist; zweitens das kirchlich-sakramentale Prinzip, gemäß dem Christus eine sichtbare Kirche mit Sakramenten gestiftet hat; und drittens das anti-römische Prinzip, durch das der Vorwurf des Papalismus abgewehrt werden sollte. Newman selbst schrieb über die katholische Kirche im Tract 20: „Ihre Gemeinschaft ist von der Häresie angesteckt, wir müssen uns davor hüten wie vor der Pest.“

In der Folge bemühte er sich, den Anglikanismus auf festeren Boden zu stellen und entwickelte die Theorie der „Via Media“. Nach dieser Theorie haben die Protestanten Wahrheiten des ursprünglichen Glaubens verworfen, die Katholiken sich durch Zusätze und Irrtümer vom Glauben der Alten Kirche entfernt, die Anglikaner hingegen als „Via Media“ das Erbe der Väter treu bewahrt. Bei diesen Studien ließ sich Newman nicht von persönlichen Interessen leiten. Er schreibt: „Mein Wunsch war es, die Wahrheit zu meinem engsten Freund zu haben und keinen anderen Feind als den Irrtum.“¹⁰

Die Theorie der „Via Media“ hatte jedoch einen Haken. Liegt die Wahrheit wirklich immer in der Mitte? Bei der Beschäftigung mit der Alten Kirche erkannte Newman, dass diese Frage mit Nein zu beantworten ist. Zwischen den Arianern und Rom gab es im vierten Jahrhundert eine „Via Media“: die Semi-Arianer. Die Arianer leugneten die Gottheit Jesu. Rom lehrte, dass Jesus wahrer Mensch und wahrer Gott ist. Die Semi-Arianer behaupteten, dass Jesus nicht Gott gleich, aber Gott ähnlich ist. Die Wahrheit lag nicht bei den Semi-Arianern, sondern auf der Seite Roms. Die Theorie der „Via Media“ brach wie ein Kartenhaus zusammen. Zudem musste New-

**Führ liebes Licht, im Ring der Dunkelheit
führ du mich an!**

**Die Nacht ist tief, noch ist die Heimat weit –
führ du mich an!**

**Behüte du den Fuß: der fernen Bilder Zug
begehrt ich nicht zu sehn: ein Schritt ist mir genug.**

**Ich war nicht immer so, hab nicht gewußt
zu bitten: Du führ an!**

**Den Weg zu schauen, zu wählen war mir Lust –
doch nun: Führ du mich an!**

**Den grellen Tag hab ich geliebt und manches Jahr
regierte Stolz mein Herz, trotz Furcht: vergiß, was war!**

**So lang gesegnet hat mich deine Macht, gewiß
führst du mich weiter an:**

**Durch Moor und Sumpf, durch Fels und Sturzbach bis
die Nacht verann**

**und morgendlich der Engel Lächeln glänzt am Tor,
die ich seit je geliebt, und unterweils verlor.**

eine Mission zu erfüllen“ habe: die Erneuerung der kranken Anglikanischen Kirche von den apostolischen Ursprüngen und den kraftvollen ersten Jahrhunderten der Kirche her. An Bord des Schiffes, das ihn heimbrachte, schrieb er am 16. Juli 1833 das Gedicht.



John Henry Newman als Kardinal der katholischen Kirche – Porträt von W.W. Oules, 1878.

Die Zeichnung von G.R. Richmond auf Seite 231 zeigt Newman im Jahre 1844

man erleben, wie sein Tract 90 – ein Versuch, den anglikanischen Glauben katholisch zu interpretieren –, von der Universität Oxford verurteilt und von den anglikanischen Bischöfen zurückgewiesen wurde. So entschloss er sich, zusammen mit einigen Freunden nach Littlemore zu übersiedeln. In diesem kleinen Dorf unweit von Oxford wollte er durch Gebet, Fasten und Studium Klarheit über seine Zukunft finden. Er wusste damals nicht, wohin sein Weg führen würde. Er hatte sich aber entschieden, dem Licht der Wahrheit unbedingt zu folgen. Er liebte die Wahrheit. Er führte unzählige Menschen zur Wahrheit – bis heute.

4. Der Gehorsame

Newman war davon überzeugt, dass Gott ihm das nötige Licht schenken werde, wenn er nur geduldig warte, eifrig bete und sich weder vom reinen Gefühl noch von der bloßen Vernunft, sondern vom Gewissen leiten lasse. Während seiner Jahre in Littlemore hielt er sich an den Grundsatz: „Tue, was deine gegenwärtige

Ansicht unter dem Gesichtspunkt der Pflicht verlangt, und lass dieses Tun sprechen; sprich durch Taten.“¹¹ 1843 widerrief er alle Anklagen gegen die römisch-katholische Kirche, die er bis zu diesem Zeitpunkt für eine mit dem Antichrist verbündete Gemeinschaft gehalten hatte. Weiter legte er schweren Herzens seine Aufgaben als Professor und Universitätspfarrer in Oxford nieder. Wie sehr Newman im Gewissen um seine Zukunft rang, geht aus einem Brief hervor, den er damals schrieb: „Die Frage heißt einfach: Kann ich (ganz persönlich, nicht ein anderer, sondern kann ich) in der englischen Kirche selig werden? Könnte ich noch in dieser Nacht ruhig sterben? Ist es eine Todsünde für mich, nicht einer anderen Gemeinschaft beizutreten?“¹²

Die große Schwierigkeit für Newman bestand darin, ob die „neueren“ römischen Lehren – etwa über das Fegfeuer, über Maria, über die Heiligen – den reinen Glauben der Väter entstellten oder nicht. Deshalb entschloss er sich, eine Studie über die Entwicklung der Glaubenslehre (1845) zu verfassen. Das Ergebnis dieser Studie war für seinen weiteren Lebensweg entscheidend. Er berichtet darüber: „Je weiter ich voranschritt, desto mehr klärten sich meine Schwierigkeiten auf, so dass ich aufhörte, von römischen Katholiken zu sprechen und sie ohne Bedenken einfach Katholiken nannte. Ehe ich zu Ende kam, entschloss ich mich zum Übertritt, und das Buch blieb in dem Zustande, in dem es damals war, unvollendet.“¹³ Hier sehen wir die innere Konsequenz Newmans: Wenn er etwas in seinem vom Glauben erleuchteten Gewissen erkannte, unternahm er sofort die notwendigen Schritte, ohne sich durch menschliche Ängste davon abbringen zu lassen. Er gehorchte dem Ruf des Gewissens, er gehorchte Gottes Licht.

Seinen engsten Bekannten schrieb er damals einen Brief mit folgendem Inhalt: „Littlemore, 8. Oktober 1845. Liebe(r) ... Ich muss dir etwas mitteilen, was dich sehr schmerzen wird, aber ich will es so kurz machen, wie du es dir wünschen würdest. In dieser Nacht schläft P. Dominik, ein Passionist, hier. Er weiß noch nichts von meiner Absicht, aber ich will ihn bitten, mich in die Kirche aufzunehmen, von der ich glaube, dass sie die eine

Herde des Erlösers ist. Der Brief wird nicht abgesandt, bevor alles vorbei ist. Dein immer verbundener John Henry Newman.“¹⁴

Die anglikanische Gemeinschaft zu verlassen, fiel Newman nicht leicht. Er liebte seine Gemeinschaft, er liebte Oxford und seine Aufgaben, er liebte seine Familie und seine Freunde. Aber der Ruf des Gewissens war stärker als alle menschlichen Bindungen. In diesem Ruf erkannte er den Willen Gottes. Seine Konversion ist kein „ökumenischer Unfall“. Er erinnert uns vielmehr daran, dass es bei der Suche nach der Einheit darum geht, dem Licht der Wahrheit in Treue zu folgen. Deshalb ist er eine eminent wichtige Gestalt für die Ökumene.

5. Der Leidende

Nach seiner Aufnahme in die katholische Kirche am 9. Oktober 1845, fast genau in der Mitte seines Lebens, zog Newman nach Rom, wo er ein paar Monate studierte und dann zum katholischen Priester geweiht wurde. In Rom lernte er die Gemeinschaft der Oratorianer kennen. Er trat in diese Gemeinschaft ein und gründete dann in Birmingham das erste englische Oratorium. Bis zu seinem Lebensende weilte er fast immer in Birmingham, wo er eine reiche seelsorgliche Tätigkeit unter den Armen entfaltete, Tausende von Menschen begleitete und seine theologische Tätigkeit fortsetzte. Seine Seele hatte „nach stürmischer Fahrt den sicheren Hafen erreicht“. Etwa zwanzig Jahre nach seiner Konversion schrieb er: „Von der Zeit an, dass ich katholisch wurde, habe ich in vollkommenem Frieden und ungestörter Ruhe gelebt, ohne je von einem einzigen Zweifel heimgesucht zu werden.“¹⁵

Nach vielen Jahren hatte Newman endlich den inneren Frieden gefunden. Aber die Schwierigkeiten und Prüfungen, die auf ihn einstürmten, wurden nicht weniger. Im Gegenteil: Sie nahmen zu. Viele Anglikaner betrachteten ihn als Verräter und brachen den Kontakt mit ihm ab. In der katholischen Kirche Englands, zu der damals fast ausschließlich arme irische Arbeiter gehörten, wurde er nicht immer richtig verstanden. Innerhalb des Orato-

riums kam es bald zu Spannungen, weil einige Mitbrüder mit der Linie Newmans nicht einverstanden waren und schließlich in London ein eigenes Oratorium gründeten. Newman litt sehr unter dieser Spaltung.

1851 wurde Newman von den irischen Bischöfen mit der Gründung einer katholischen Universität in Dublin beauftragt und zum ersten Rektor ernannt. Mit Freude nahm er die Herausforderung an. Er hoffte, nun seine Erfahrungen als Professor in Oxford fruchtbar machen zu können. Er widmete dem Aufbau der Universität viel Kraft und Zeit. Die Vorträge, die er 1852 in Dublin über „Das Wesen der Universität“ hielt, gehören zum Besten, das zu diesem Thema geschrieben worden ist. Newman wandte sich gegen einseitige Spezialisierungen auf Kosten der Allgemeinbildung. Echte Bildung hat seiner Ansicht nach immer drei Dimensionen: Wissenschaft, Tugend und Religion. Weil Newman aber auch Laien in den Professorenstab aufnehmen und Christen aus der Welt und für die Welt ausbilden wollte, kam es bald zu Spannungen mit den Bischöfen. Diese brachten letztlich das gesamte Projekt zum Scheitern.

Nach diesem Fehlschlag wurde Newman gebeten, eine neue englische Übersetzung der Bibel anzufertigen. Wiederum ging er mit Eifer und Entschiedenheit ans Werk. Er suchte geeignete Helfer für die Übersetzung und gab für die Arbeit persönlich viel Geld aus. Doch bereits nach einem Jahr musste er zur Kenntnis nehmen, dass die Verantwortlichen das Projekt nicht länger unterstützten, ihn jedoch nicht davon informiert hatten.

1859 wurde an Newman die Bitte herangetragen, die Herausgabe der katholischen Zeitschrift „The Rambler“ zu übernehmen. Er sah darin eine Chance, zur Bildung der katholischen Laien beizutragen. Er wollte auch bewusst auf die Stellung der Laien in der Kirche hinweisen und veröffentlichte den Aufsatz „Über das Zeugnis der Laien in Fragen der Glaubenslehre“. In dieser Studie legte er dar, dass die Glaubenslehre in der Kirche durch verschiedene Kanäle weitergegeben wird: durch den Mund der Bischöfe, durch das Zeugnis der Theologen, durch das gläubige Volk, das einen instinktiven Sinn für die Wahrheit besitzt. Newman verwies dabei auf die Auseinandersetzung mit den Arianern im vierten Jahrhundert. Damals waren es vor allem die gläubigen Laien, die das Bekenntnis zur Gottheit Christi bewahrt und überliefert hatten. Newman wollte damit nicht die besondere Stellung der Bischöfe als Lehrer des Glaubens abschwächen, sondern lediglich darauf hinweisen, dass die Laien als Getaufte eine eigene Sendung in der Kirche haben. Sein Anliegen stieß jedoch in gewissen Kreisen auf Missfallen, so dass er auf Bitten seines Bischofs bereits nach kurzer Zeit die Tätigkeit als Herausgeber des „Rambler“ aufgeben musste. Trotz großer Enttäuschung kam er dieser Bitte nach, denn er widersetzte sich nie dem Willen seines Bischofs.

Damit war die Angelegenheit aber noch nicht beendet. Newman wurde sogar, völlig zu Unrecht, der Häresie verdächtigt. Ein einflussreicher Monsignore meinte: „Dr. Newman ist der gefährlichste Mann in England.“ Mehrere Jahre lang hatte Newman unter diesen Anschuldigungen zu lei-

den. Am meisten schmerzte ihn, dass die Vorwürfe aus den eigenen Reihen kamen. Was gab ihm die Kraft, diese Prüfungen und Kreuze zu tragen? Der Blick auf den gekreuzigten Herrn. Die Verbundenheit mit dem Leiden Christi schenkte ihm Gelassenheit, Trost und unerschütterliches Vertrauen. Das gilt auch für uns: Wir müssen Schwierigkeiten und Leiden nicht allein tragen. Wir dürfen sie immer zum Herrn bringen, der gesagt hat: „Kommt alle zu mir, die ihr euch plagt und schwere Lasten zu tragen habt. Ich werde euch Ruhe verschaffen. Nehmt mein Joch auf euch und lernt von mir; denn ich bin gütig und von Herzen demütig; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seele. Denn mein Joch drückt nicht, und meine Last ist leicht“ (Mt 11,28-30). Newman hatte unzählige Schwierigkeiten und Lasten zu tragen. Sie wurden ihm aber nicht zum Zweifel an Gott, weil er innig mit Christus verbunden war, weil er treu an der Gemeinschaft mit der Kirche – und vor allem mit dem Nachfolger Petri – festhielt, weil er sich inmitten aller Dunkelheiten nie vom wahren Licht abwandte.

6. Der Kardinal

Zu Beginn des Jahres 1864 schien Newman vergessen. Dies sollte sich aber binnen weniger Monate schlagartig ändern. Ein anglikanischer Professor behauptete in einem Artikel, dass Wahrhaftigkeit nie eine Tugend des katholischen Klerus gewesen sei und Dr. Newman das beste Beispiel dafür biete. Diesen Vorwurf konnte Newman nicht stillschweigend hinnehmen. Es ging hier nämlich nicht allein um seine Person, sondern um den ganzen katholischen Klerus. In wenigen Wo-

Das „Newman-Colege“ in Littlemore unweit Oxford, ein umgebauter Stall. Hierhin zog Newman sich 1842 zurück zu ungestörten Studien und Gebet; hier konvertierte er 1845 zur katholischen Kirche. Heute dient das Haus als Gedenkstätte und zu Newman-Studien. Es wird betreut von Schwestern der geistlichen Familie „Das Werk“



chen legte er dar, wie Gottes Licht ihn geführt hatte – bis hin zur Konversion. Dieses Buch, die „Apologia pro vita sua“, wird oft mit den Bekenntnissen des Augustinus verglichen und ist ein echtes Meisterwerk. Nach seiner Veröffentlichung wurde Newman von den Katholiken erneut als Verfechter ihrer Sache geschätzt. Mehr als die Hälfte der englischen Priester dankte ihm persönlich für die Verteidigung ihres guten Rufes. Aber auch bei den Anglikanern gewann Newman wieder Ansehen. Viele erneuerten ihre Freundschaft mit ihm. Allgemein war man in England von seiner Lauterkeit überzeugt und ließ viele Vorurteile gegenüber Rom fallen. Noch mehr: Zum ersten Mal seit der Reformation hatte das Buch eines Katholiken die englische Volksseele erobert. Es wurde deutlich, dass man ganz Engländer und ganz Katholik sein kann, was



Als John Henry Newman im Jahr 1879 zum Kardinal ernannt wurde, entwarf er nicht ein eigenes Wappen, sondern gebrauchte mit ein paar leichten Veränderungen ein Wappen aus dem 17. Jahrhundert, das er von seinem Vater geerbt hatte. Er wählte den Spruch „*Cor ad cor loquitur*“ („Das Herz spricht zum Herzen“). Diese Worte stammen aus einem Brief des heiligen Franz von Sales. Zusammen mit dem Wappen bringen diese Worte jedoch ein grundlegendes Prinzip des Christseins zum Ausdruck, das Newmans Lebensweg, sein theologisches Denken und sein pastorales Mühen tiefgehend prägte.

bis zu diesem Zeitpunkt unmöglich schien. Damit hat Newman der katholischen Kirche in England und weit darüber hinaus einen unschätzbaren Dienst erwiesen.

Bis ins hohe Alter setzte Newman seine theologische und seelsorgliche Tätigkeit unvermindert fort. 1878 wurde Leo XIII. zum Papst gewählt. Es scheint, dass dieser Papst selbst die Idee hatte, Newman zum Kardinal zu erheben. Denn er nannte ihn bei einer Audienz schlicht und einfach „il mio Cardinale“, und er fügte hinzu: „Ich war entschlossen, die Kirche zu ehren, indem ich Newman ehrte.“

Diese Ernennung war die von Gott gefügte Rechtfertigung für Newmans Wirken. Nun war er von der katholischen Kirche nicht nur voll anerkannt. Der Papst hatte ihm die höchste Auszeichnung verliehen, die er ihm geben konnte. Als Newman in Rom die Bulle mit der Kardinalsernennung in Empfang nahm, hielt er eine berühmt gewordene Rede, in der er den Kampf gegen den religiösen Liberalismus als sein eigentliches Lebensprogramm bezeichnete. Unter dem religiösen Liberalismus verstand er die Haltung, dass alle Religionen doch eigentlich gleich viel wert wären, dass es keine wahre Religion gäbe, dass Religion reine Privatsache wäre und das öffentliche Leben deshalb nicht bestimmen dürfte. Diese Haltung, die Papst Benedikt XVI. immer wieder „Relativismus“ nennt, ist heute weithin zum allgemeinen Zeitgeist und zu einer der größten Herausforderungen für den christlichen Glauben geworden. Mit prophetischem Weitblick sah Newman diese Gefahr auf die Kirche zukommen. Und er wies darauf hin, dass wir – trotz aller Schwierigkeiten – nicht entmutigt oder verzagt sein dürfen: Denn das Licht Gottes ist stär-

ker als die Mächte der Finsternis. Diesem Licht müssen wir vertrauen, dieses Licht müssen wir den Menschen bringen.

7. Der Heilige

Seit seinem Tod am 11. August 1890 wird Newman von den Menschen wie ein Heiliger verehrt. 1991 unterzeichnete Papst Johannes Paul II. das Dekret über seine heroischen Tugenden. Vor einigen Jahren wurde in der Erzdiözese Boston in den USA der Diakon Jack Sullivan auf die Fürsprache Newmans von einer schweren Rückenerkrankung geheilt. So ist der Weg frei für die Seligsprechung Newmans, die Papst Benedikt XVI. am 19. September 2010 in England vornehmen wird. So wird das Licht seines Glaubens noch mehr in aller Welt leuchten.

Über das Licht, das ihn zeitlebens geführt hat, schrieb er in einem seiner wunderbaren Gebete: „Bleibe bei mir! Dann werde ich selber leuchten. Wie du geleuchtet hast, werde ich anderen ein Licht sein. All dieses Licht ist von dir, o Jesus. Nichts kommt von mir oder ist mein Verdienst. Du bist es, der durch mich andern leuchtet. O gib, dass ich dich so verherrliche, wie es dir am besten gefällt, indem ich allen um mich leuchte! Gib ihnen Licht, so gut wie mir! Erleuchte sie durch mich und mit mir! Lehre mich, dein Lob, deine Wahrheit und deinen Willen kundzutun! Gib, dass ich dich verkünde, auch ohne zu predigen – nicht durch Worte, sondern durch mein Beispiel, durch die weiterwirkende Kraft und den gewinnenden Einfluss dessen, was ich tue – durch meine sichtbare Ähnlichkeit mit deinen Heiligen und die offenbare Fülle der Liebe, die mein Herz für dich bewegt!“¹⁶ □

¹ J.H. Newman, Apologia pro vita sua. Geschichte meiner religiösen Überzeugungen, Mainz 1951, 19.

² H. Tristram (Hsgr.), John Henry Newman. Selbstbiographie nach seinen Tagebüchern, Stuttgart 1959, 220.

³ Apologia, 21f.

⁴ Apologia, 22.

⁵ Apologia, 71.

⁶ Selbstbiographie, 258.

⁷ J.H. Newman, Predigten zu verschiedenen Anlässen, Stuttgart 1961, 27.

⁸ Apologia, 251.

⁹ J. H. Newman, Polemische Schriften, Mainz 1959, 19.

¹⁰ J.H. Newman, The Via Media of the Anglican Church I, Westminster 1978, XII.

¹¹ Apologia, 252.

¹² Apologia, 268.

¹³ Apologia, 271

¹⁴ Ch. St. Dessain et altri (ed.), The Letters and Diaries of John Henry Newman, vol. XI, London 1961, 3-13.

¹⁵ Apologia, 275.

¹⁶ John Henry Newman, Gott - das Licht des Lebens, Freiburg 2003, 57f.

Seid stark im Herrn!



John Henry Newman hat die hier wiedergegebene Predigt am 1.3.1840, gehalten, also noch vor seiner Konversion im Jahre 1845. Eindringlich mahnt der junge Geistliche sich und seine Zuhörer, die Berufung zum Christ-Sein ernst zu nehmen.

Es reicht gewiss nicht hin, das Böse zu meiden, um den Himmel zu erlangen, – wir müssen nach dem Guten streben. Welches ist also die Gefahr vieler Christen? – Die des unnützen Knechtes, der das Geld seines Herrn verbarg.

Wir mögen noch nicht aus dem Stand der Rechtfertigung gestoßen sein und doch bar jener Liebe zu Gott, der Liebe zur göttlichen Wahrheit, der Liebe zur Heiligkeit, der Liebe zu einem tätigen und großmütigen Gehorsam, jener aufrichtigen Selbsthingabe, die allein uns im Jenseits die gesegneten Worte verbürgen wird: »Wohlان, du guter und getreuer Knecht; gehe ein in die Freude deines Herrn« (Mt 25,21).

Die einzige Tugend, die uns für den Himmel nützen wird, ist die Liebe zu Gott. Wir mögen uns grober Sünden enthalten und doch nicht diese göttliche Gabe besitzen, »ohne die wir tot sind« in Gottes Augen. Diese wandelt unser ganzes Sein; diese belebt uns; diese lässt uns wachsen in der Gnade und überfließen in guten Werken; diese macht uns tauglich für Gottes Gegenwart im Jenseits.

Keiner kann bezweifeln, dass wir immer wieder in der Schrift ermahnt werden, heilig und vollkommen zu sein, heilig und untadelig in den Augen Gottes zu sein, heilig zu sein, wie Er heilig ist, die Gebote zu halten, das Gesetz zu befolgen, mit der Frucht der Gerechtigkeit erfüllt zu sein. Warum gehorchen wir nicht, wie wir sollten? Viele werden antworten, dass wir eine gefallene Natur haben, die uns daran hindert; dass wir es nicht vermeiden können, obwohl es uns sehr leid tun sollte; dass dies der Grund unseres Versagens ist. Nicht so: Wir können es vermeiden; wir werden nicht gehindert; was uns fehlt, ist der Wille, und es ist unsere eigene Schuld, dass wir ihn nicht haben.

Alles Nötige ist uns gewährt; Gottes Erbarmungen gegen uns sind überreich; in uns wohnt ein Abgrund von Kraft und Stärke; aber wir haben nicht das Herz, wir haben nicht den Willen, wir haben nicht die Liebe, sie zu nützen. Uns fehlt das eine, ein Verlangen erneuert zu werden; und ich glaube, jeder, der sich sorgfältig prüft, wird zugeben, dass es fehlt und dass dies der Grund ist, warum wir nicht gehorchen können und nicht gehorchen oder keine Fortschritte machen in der Heiligkeit.

Dass wir diese große Gabe in uns tragen oder im Stand der Gnade sind – denn die beiden Aussagen meinen nahezu das gleiche –, erhellt natürlich aus der Schrift. Denket an die herrlichen Worte des heiligen Paulus in dem Brief, dem der Vorspruch ent-

nommen ist, wenn er die Ehre Dem gibt, „der überschwinglich alles mehr tun kann, als wir erbitten oder verstehen, nach der in uns wirksamen Kraft“ (Eph 3,20). Ihr beachtet hier, dass uns Christen eine Kraft gegeben ist, die „in uns wirkt“, eine besondere, verborgene, geheimnisvolle Kraft, die uns zu ihrem Werkzeug macht.

Wir haben ein geistiges Prinzip in uns, wenn wir es nur anwenden wollten, so mächtig, so wunderbar, dass alle Kräfte der sichtbaren Welt, alle erdenklichen Kräfte des Stoffes, alle physikalischen Wunder, die heute eines nach dem anderen entdeckt werden, die beinahe Zeit und Raum sprengen, die der Zahlen spotten und dem Geist gleichzukommen suchen, dass alle diese Kräfte der Natur nichts sind im Vergleich zu dieser Gabe in uns. Warum sage ich das? Weil der Apostel uns verkündet, dass Gott imstande ist, »alles überschwinglich mehr zu tun, als wir erbitten oder verstehen«. Und daher sagt er anderswo: »Ich vermag alles in Christus, der mich stärkt«. (Phil 4,13). Wir haben die Kraft Seiner Macht; und nicht nur das, sondern die Stärke der Kraft der Macht Dessen, der allmächtig ist.

Fragen wir uns: woher kommt es, dass wir so oft recht zu handeln wünschen, aber es nicht können? Woher kommt es, dass wir so hilflos schwach, matt, wankelmütig, kurzsichtig, schwankend und eigensinnig sind? Woher kommt es, dass wir nicht »das tun können, was wir möchten« (Röm 7,19)? Woher kommt es, dass

wir Tag für Tag unentschlossen bleiben, dass wir Gott so ärmlich dienen, dass unsere Selbstbeherrschung so schwach und so unbeständig ist, dass wir nicht Herr über unsere Gedanken sein können, dass wir so träge, so feige, so unzufrieden, so sinnlich und so töricht sind? Woher kommt es, dass wir selbst im Reich der Gnade, umgeben von Engeln und angeführt von Heiligen, so wenig tun können, und anstatt mit Adlerschwingen emporzusteigen, im Staube kriechen und eben heute sündigen und morgen die Sünden wieder bekennen? Kommt es daher, dass die Kraft Gottes nicht in uns ist? Ist es buchstäblich wahr, dass wir Gottes Gebote nicht erfüllen können? Gott bewahre! Wir können es. Wir besitzen jene Gabe, die uns dazu befähigt. Wir sind nicht in einem bloßen natürlichen Zustand. Wir haben die Gabe der Gnade in uns eingepflanzt erhalten. Wir haben eine Kraft in uns, um zu tun, was uns befohlen wird. Was ist es, das uns fehlt? Die Kraft? Nein; der Wille. Was uns fehlt, ist das wirkliche, einfache, ernste, aufrichtige Wollen und Bestreben, das zu benutzen, was Gott uns gegeben hat und was wir in uns tragen. Ich meine, unsere Erfahrung sagt uns dies.

Nehmen wir ein einfaches Beispiel. Ist nicht die Fähigkeit, unsere Glieder zu gebrauchen, uns schon von Natur aus eigen? Was also ist Trägheit anderes als ein Mangel an Willen? Wenn wir ein Ziel nicht so entschlossen anstreben, dass wir die Unannehmlichkeit der Mühe überwinden, bleiben wir, wie wir sind; - wo wir uns betätigen sollten, sind wir träge. Aber ist die Mühe überhaupt noch Mühe, wenn wir das wirklich wollen, was der Mühe bedarf?

Wenn einer sich beklagt, dass er unter der Herrschaft irgendeiner schlechten Gewohnheit stehe, so soll er sich ernsthaft fragen, ob er jemals gewillt war, sich von ihr los zu machen. Kann er geraden Herzens vor Gottes Augen sagen: »Ich will davon befreit sein?«

Es kann einer beim Gebet nicht andächtig sein; sein Geist wandert; andere Gedanken drängen sich auf; Tag für Tag vergeht, und es ist im-

mer dasselbe. Sollen wir sagen, das komme vom Mangel an Kraft? Natürlich mag das so sein; aber bevor einer so sagt, bedenke er, ob er je sich zusammengenommen, sich aufgerüttelt, sich wachgerufen, sich gezwungen hat, wenn ich so sagen darf, andächtig sein zu wollen.

Es gibt ein berühmtes Beispiel eines Heiligen aus alter Zeit. Vor seiner Bekehrung fühlte er zwar den hohen Wert der Reinheit, aber er



Die Kanzel in der Kirche St. Mary the Virgin in Oxford, von der aus Newman bis 1843 seine berühmten Predigten hielt. Die Predigt an Mariae Lichtmess 1831 schloss er so: „Dass doch der Herr in seiner Güte seine Kirche in dieser ihrer Schicksalsstunde retten und bewahren möge, jetzt, da der Satan versucht zu unterminieren, was er nicht offen anzugreifen wagt! Er, der Herr, lasse Werkzeuge seiner Gnade aufstehen, die die Ränke des Bösen durchschauen. Klare Augen, starke Herzen, kräftige Arme gebe er ihnen, damit sie das kostbare Gut des Glaubens, ehemals den Heiligen anvertraut, schützen und verteidigen, dass sie aufrütteln und zu den Waffen rufen die schläfrigen Brüder.“

konnte sich nicht dazu bewegen, im Gebet mehr zu sagen als: »Gib mir Keuschheit, aber nicht jetzt« ...

Wir hören heutzutage viel über die Unmöglichkeit, himmlische Reinheit zu erlangen; – damit will ich durchaus nicht behaupten, dass nicht jeder seine besondere Gabe von Gott hat, der eine diese, der andere jene; – aber ihr Kinder dieser Welt, wenn ihr wirklich so viel von der Unmöglichkeit dieser oder jener übernatürlichen Tugend redet, wenn ihr nicht an die Wirklichkeit strenger Selbstbeherrschung glaubt, wenn ihr über heilige Vorsätze spottet, wenn ihr jene tadelt, die sie machen, seid ihr dann sicher, dass die Unmöglichkeit, auf die ihr so pocht, im Wesen und nicht im Willen liegt? Lasst uns nur wollen, und unsere Natur wandelt sich, „gemäß der Kraft, die in uns wirkt“. Saget nicht zur Entschuldigung für andere und euch, dass ihr nicht anders sein könntet, als Adam euch gemacht hat; ihr habt euch nie zu diesem Wollen aufgeschwungen.

Wir haben selten das Herz, uns, wenn ich so sagen darf, in die Arme Gottes zu werfen; wir wagen es nicht, uns den Wellen anzuvertrauen, obwohl Christus uns dazu auffordert. Wir haben nicht die Liebe des heiligen Petrus, die darum bittet, zu Ihm über den See kommen zu dürfen. Wenn wir einmal mit jener himmlischen Liebe erfüllt sind, können wir alles tun, weil wir alles versuchen, – denn versuchen heißt tun.

Möchte doch jeder sorgfältig darüber nachdenken, ob er jemals entdeckt hat, dass Gott ihn in der Prüfung im Stich ließ, wenn sein eigenes Herz ihn nicht im Stich gelassen hat ...

Das Samenkorn muss zum Baume werden. Wir werden wiedergeboren, damit wir täglich nach dem Bilde Dessen erneuert werden, der uns wiedergeboren hat. „Seid stark im Herrn“, sagt der Apostel, „und in der Macht Seiner Kraft. Zieh an die Waffenrüstung Gottes“ (Eph 6,13), umgürtet eure Lenden mit Wahrheit, rüstet euch mit dem Panzer der Gerechtigkeit ...

Die Liebe vermag alles; „die Liebe hört nie auf (1 Kor 13,8); wer den Willen hat, hat die Kraft.

Gott befähigt uns zu wollen und zu tun; von Natur aus können wir nicht wollen, aber durch die Gnade können wir es; und wenn wir nicht wollen, sind wir die Ursache des Versagens. Was kann die allmächtige Barmherzigkeit noch für uns tun, das sie nicht schon getan hätte? „Er hat alles gegeben, was zum Leben und zur Göttlichkeit führt“; und wir können folglich „unsere Berufung und Auserwählung gewiss machen“, wie es die Heiligen Gottes taten.

Gewiss sind wir alle in mancher Hinsicht bis zum Ende nur Menschen; wir hungern, wir dürsten, wir bedürfen der Nahrung, des Schlafes, der Gesellschaft, der Unterweisung, der Ermutigung, wir bedürfen des guten Beispiels; doch wer kann die Höhen nennen, zu denen jene Menschen mit der Zeit in allem gelangen können, die Schritt für Schritt beginnen?

Doch wir sitzen kalt und träge daheim; wir legen die Hände in

den Schoß und rufen: „Noch ein wenig Schlummer“ (Spr 6,10); wir schließen unsere Augen, wir können nicht die Dinge in weiter Ferne sehen, wir können nicht „sehen das Land der Ferne“ (Is 33,17); wir verstehen nicht, dass Christus uns zur Nachfolge ruft; wir hören nicht die Stimme Seiner Herolde in der Wüste; wir haben nicht das Herz, zu Ihm hin auszugehen, der die Brote vermehrt und uns nährt mit jedem Wort aus Seinem Mund. Andere Adamskinder haben ehemals in Seiner Kraft getan, was wir bei Seite schieben. Wir fürchten uns, zu heilig zu sein. Andere beschämen uns; ringsum tun andere, was wir nicht tun wollen. Andere dringen tiefer in das Himmelreich ein als wir. Andere kämpfen gegen ihre Feinde mit größter Treue und Tapferkeit. Die Ungebildeten, die Unbegabten, die Kinder, die Schwachen und Einfältigen treten mit Schleuder und Kieseln aus dem Bach dem Goliath entgegen, als wäre das eine gött-

liche Waffenrüstung. Die Kirche hebt sich um uns her Tag für Tag himmelwärts, und wir tun nichts als einwenden, wegerklären, kritisieren, entschuldigen oder uns verwundern. Wir fürchten uns, das Los mit den Heiligen zu teilen, aus Furcht, wir würden ein Grüppchen; wir schrecken davor zurück, das schmale Tor zu suchen, denn wir wollen nicht zu den wenigen, sondern zu den vielen gehören. O möchten wir doch treu und voll Liebe sein, ehe unser Lauf vollendet ist! Möchten wir doch, ehe unsere Sonne ins Grab sinkt, etwas mehr lernen von dem, was der Apostel die Liebe Christi nennt, die die Erkenntnis übersteigt, und einige Strahlen der Liebe auffangen, die von Ihm kommen! Besonders in dieser heiligen Zeit, die jetzt naht, da Christus uns in die Wüste ruft, wollen wir unsere Lenden gürteln und furchtlos dem Ruf gehorchen. Nehmen wir unser Kreuz auf uns und folgen wir Ihm nach. □

Gebete

Um Eins-Sein mit Gottes Willen

O Herr, ich gebe mich ganz in deine Hände. Mache mit mir, was du willst. Du hast mich für dich geschaffen. Ich will nicht mehr an mich selber denken. Ich will dir folgen. Was willst du, das ich tun soll? Geh deinen eigenen Weg mit mir. Was du auch forderst, ich will es tun. Ich opfere dir die Wünsche, die Vergnügungen, die Schwächen, die Pläne, die Meinungen, die mich von dir fernhalten und mich auf mich selbst zurückwerfen. Mache mit mir, was du willst. Ich feilsche um nichts. Ich suche nicht im Voraus zu erkunden, was du mit mir vorhast. Ich will das sein, wozu du mich haben willst. Ich sage nicht: ich will dir folgen, wohin du gehst; denn ich bin schwach. Aber ich gebe mich dir, dass du mich führst, gleich, wohin. Ich will dir im Dunkel folgen und bitte nur um Kraft für meinen Tag.

O Gott, du bist so wunderbar bei mir gewesen alle Tage meines Lebens. Du wirst mich auch ferner nicht verlassen. Ich weiß es, obschon ich keine Rechte vor dir habe. Lass mich

von

John Henry Newman

meinen Weg nicht gehen, ohne an dich zu denken. Lass mich alles vor dein Angesicht tragen, um dein Ja zu erfragen bei jedem Wollen und deinen Segen für jedes Tun. Wie die Sonnenuhr von der Sonne, so will ich allein bestimmt sein von dir. So sei es, mein Herr Jesus Christus. Ich gebe mich dir ganz.



Um rechte Achtung der Kirche

Lass mich nie vergessen, dass du auf Erden ein eigenes Reich gegründet hast, dass die Kirche dein Werk, deine Stiftung und dein Werkzeug ist, dass wir unter deiner Leitung, deinen Gesetzen und deinem Auge stehen – dass du es bist, der durch die Kirche spricht. Lass nicht zu, dass mich die

Vertrautheit mit dieser wundervollen Wahrheit gegen sie gleichgültig mache – die Schwäche deiner menschlichen Diener lasse mich nicht vergessen, dass du es bist, der durch sie spricht und handelt!



Für den Papst

Herr, wir glauben und bekennen voll Zuversicht, dass du deiner Kirche Dauer verheißen hast, solange die Welt besteht. Darum haben wir keine Sorge und Angst um den Bestand und die Wohlfahrt deiner Kirche. Wir wissen nicht, was ihr zum Heile ist. Wir legen die Zukunft ganz in deine Hände und fürchten nichts, so drohend bisweilen die Dinge auch scheinen mögen. Nur um das eine bitten wir: Gib deinem Diener und Stellvertreter, dem Heiligen Vater, wahre Weisheit, Mut und Kraft. Gib ihm den Trost deiner Gnade in diesem Leben und im künftigen die Krone der Unsterblichkeit

„Herr, du hast Worte ewigen Lebens!“

Jesus Christus, die Wahrheit und der Widerspruch

Im sechsten Kapitel seines Evangeliums berichtet der Evangelist Johannes von einer Rede Jesu, die es in sich hat. Jesus bezeichnet sich hier vor einer großen Volksmenge als „Brot des Lebens“ und sagt: „Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, hat das ewige Leben, und ich werde ihn auferwecken am Letzten Tag. Denn mein Fleisch ist wirklich eine Speise und mein Blut ist wirklich ein Trank. Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich bleibe in ihm.“ (Joh 6, 54ff). Der Skandal ist perfekt. Viele aus dem Volk und viele der Jünger ertragen diese – so Johannes – harten Worte nicht und wenden sich ab. Hier wird es in aller Dramatik deutlich: Jesus Christus, der Eckstein, der alles zusammenhält, ist zum Stein des Anstoßes geworden.

Aber der Herr rückt von seinen Aussagen nicht ab. Er rudert nicht zurück. Im Gegenteil: Er fragt den Zwölferkreis, der geblieben ist: „Wollt auch ihr gehen?“ Doch Petrus als Sprecher der Apostel sagt: „Herr, wohin sollen wir gehen – Du hast Worte ewigen Lebens.“

Diese Rede Jesu und die Reaktion des Volkes machen eine Erfahrung deutlich, die Christen und die Kirche bis heute immer wieder machten und machen: Die Wahrheit ruft Widerspruch heraus – ja, sie gilt als unerträglich.

Unerträglich und befreiend

Die Wahrheit gilt als unerträglich, obwohl sie – wie Jesus selbst sagt – frei machen wird (Joh 8, 32), und das bedeutet nichts anderes, als dass nur Christus, der die Wahrheit ist, befreien kann. Und dass nur der, der ihm glaubt, frei werden kann. Der Glaube an Christus aber ist Christusnachfolge, was bedeutet, eingefahrene Wege,

die man ohne Gott gegangen ist, zu verlassen und stattdessen den Herrn in den Mittelpunkt zu stellen. Aber genau das fällt dem Menschen schwer, ja wird unerträglich: den eigenen Weg zu verlassen, um sich auf Gott und seine Botschaft zu verlassen.

Die Gedanken zu „Jesus Christus, die Wahrheit und der Widerspruch“, auf diesen Seiten unter dem Titel „Herr, du hast Worte ewigen Lebens“, wurden geschrieben im Hinblick auf den 10. Kongress „Freude am Glauben“, dessen Generalthema lautet: „Die Kirche – Dienerin der Wahrheit und Zeichen des Widerspruchs“. Der Kongress findet vom 27.-29.8.2010 in Fulda statt.

Die Kirche aber kann nicht umhin, das unaufhörlich zu verkünden: die Orientierung am Willen Gottes, die Bereitschaft zur Nachfolge, die anstrengend sein kann und zu der auch Verzicht gehört.

Sicher gilt es, diese Wahrheiten in Liebe zu verkünden, denn Gott ist die Liebe – und er will die Herzen der Menschen gewinnen. Aber wer aus lauter Liebe auf die Wahrheit verzichtet, tut keinem einen Gefallen – er handelt letztlich verantwortungslos, so wie ein Arzt, der den Patienten, der offensichtlich ungesund lebt, nicht auf die Risiken seiner Lebensführung hinweist. Jesus hat es eindeutig gefordert: „Bleibt in meinem Wort“ – und nur dann werdet ihr aus der Wahrheit leben, die euch frei macht.

Wer aber anderen helfen will, zu dieser Wahrheit zu gelangen, der wird sich den Widerspruch zuziehen. Frei-

lich nicht aller. Denn die Zwölf sind nicht gegangen, sondern Petrus sprach für sie: „Wohin sollen wir gehen? Du hast Worte ewigen Lebens.“

Christus vertrauen – die Wahrheit glauben

Es ist ja erstaunlich, dass sich in Jesu Rede vom „Brot des Lebens“ gerade an der Eucharistie die Geister scheiden. Den ersten Christen ging es da nicht anders. Lebten sie aus dem Bewusstsein, ohne die heilige Kommunion und die innige Begegnung mit dem Leib des Herrn nicht leben zu können, so meinte die heidnische Bevölkerung in ihrer Umgebung, dass die Jünger Jesu Kannibalen seien.

Tatsächlich ist die Eucharistie als die Wesensverwandlung von Brot und Wein in den Leib Christi allein im Glauben fassbar. Um an sie zu glauben, braucht es tiefes Gottvertrauen: „DU, Herr hast Worte Ewigen Lebens.“ Sie haben es eben gespürt, die Zwölf, dass Jesus mit göttlicher Vollmacht redet, ja, dass er zu recht Gottes Sohn genannt wird. Auf diese Weise waren sie auch bereit, die Denkgesetze dieser Welt und das Denken ihrer Umwelt zurückzustellen – um des Wortes Gottes willen. Gottes Wege sind anders als die von uns Menschen und nicht nur das: Gottes Wege sind besser. Er hat Worte ewigen Lebens.

Kirche und Wahrheit

Genau den zwölf Aposteln, die am Ende der Eucharistischen Rede bei ihm geblieben sind, hat Jesus seine Botschaft anvertraut. Dabei legte er Wert darauf, dass diese Botschaft in Wahrheit weitergeführt wird – und dass es nicht zu Spaltungen kommt. Die Nachfolger der Apostel haben sich für diese Einheit im Glauben red-

lich eingesetzt – gerade in den ersten Jahrhunderten haben die Konzilien den Glauben an Jesus als den Sohn Gottes differenziert, auch in der Auseinandersetzung mit anderen Auffassungen, die zum Beispiel der göttlichen Natur Jesu viel zu wenig Platz gaben. So wurde die Botschaft durch das Lehramt des Papstes mit den Bischöfen und durch die Konzilien bis in unsere Zeit weitergegeben.

Der bedeutende Konvertit John Henry Newman, der im September selig gesprochen wird, hat sich für die katholische Kirche nicht zuletzt deshalb entschieden, weil er überzeugt war, dass diese Kirche dem Ursprung am nächsten ist. In ihrer Tradition habe sie das Evangelium nicht entstellt, sondern weitergehende Schlüsse gezogen. Newman verteidigte zudem auch das Petrusamt in der Kirche, und zwar aus der Überzeugung, dass der Glaubenssinn der Weltkirche gemeinsam mit dem Papst verlässlicher ist als die Meinung von Einzelnen oder von Gemeinschaften.

Wenn Jesus Christus die Botschaft den Aposteln und ihren Nachfolgern anvertraut hat, so ist in der Tat in ihrem Lehramt, in den Dogmen der Kirche eine verlässliche Kontinuität der göttlichen Wahrheit vom Ursprung bis in die Gegenwart gewährleistet. Und es ist fragwürdig, wenn jeder einzelne Christ für sich Unfehlbarkeit in Anspruch nimmt, wenn jeder sich zum Papst machen darf und soll.

Natürlich sind lehramtliche Entscheidungen nicht einsame Entscheidungen. Natürlich hat das Lehramt sich an der Quelle, nämlich an Christus, und an der Entfaltung der christlichen Lehre, an der Tradition zu orientieren. Das Lehramt muss offen sein für den Gemeinsinn des Gottesvolkes, den praktizierten Glauben in der Kirche. Gleichwohl hat es dabei zu unterscheiden zwischen dem wirklichen Glauben und dem Zeitgeist. Die Kirche richtet sich nicht nach der Mehrheit aus (und das schon gar nicht in einer weithin säkularisierten Welt, in der Gott eine Randerscheinung ist), sie richtet sich nach der Wahrheit aus, die Christus ist und die durchaus in vielen Frauen und Männern existiert und lebendig ist, die zutiefst mit Christus verbunden sind. Hier wird das Lehramt zuhören, aber auch gewissenhaft prüfen – wie weit wirklich der Geist Gottes zur Sprache kommt.

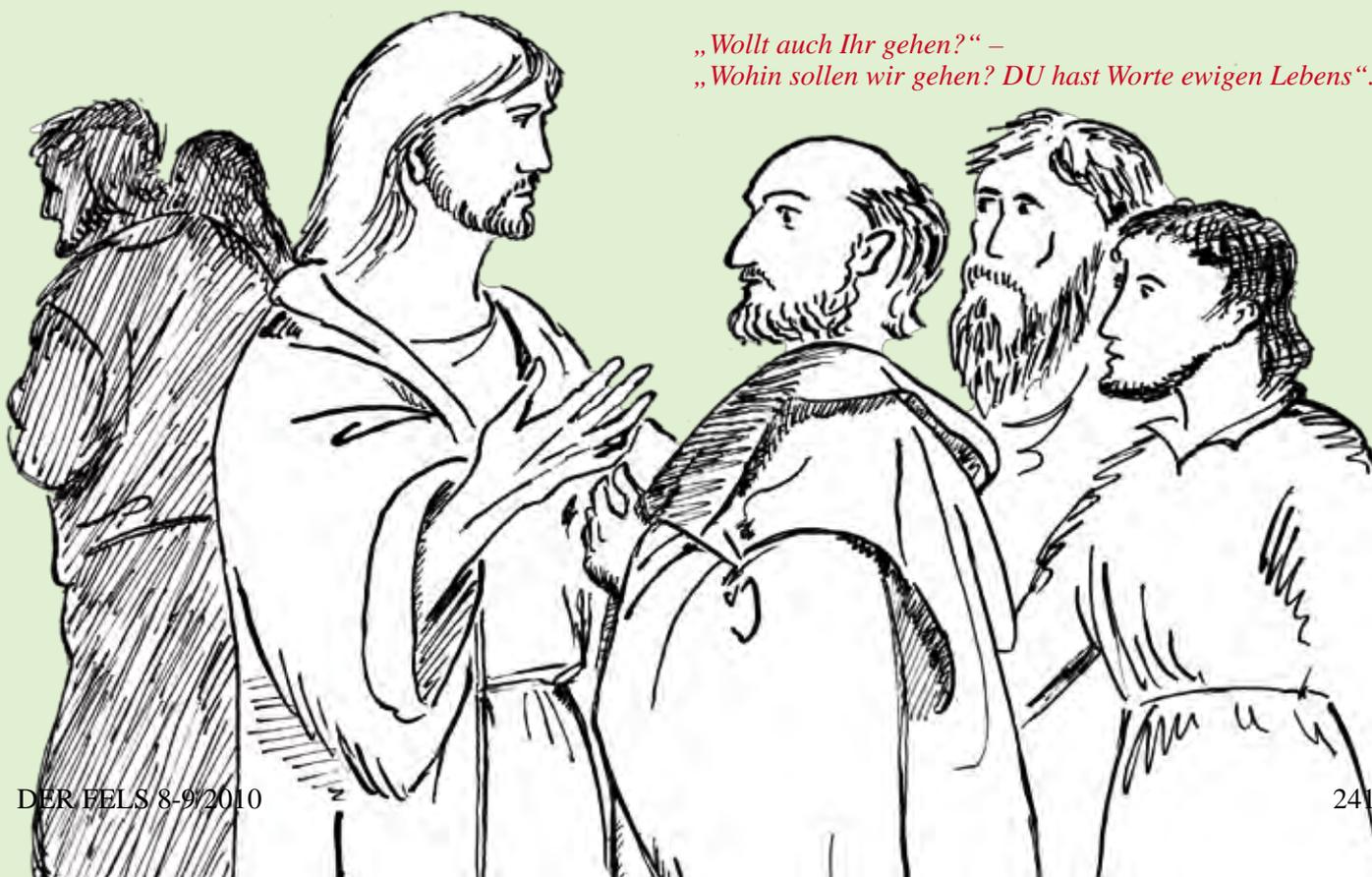
Christus, das Licht des Glaubens

So schön es für den glaubenden Menschen letztlich ist, in der Kirche die Wahrheit Jesu Christi zu finden – so sehr ist genau das für viele ein Ärgernis, letztlich weil es darum geht, eigene und eigenständige Wege zu verlassen und sich von Christus führen zu lassen. Gerade heute, in einer Zeit, in der wir mehr den Glauben säen müs-

sen als dass wir ernten dürfen, und in der die Saat oft nur langsam aufgeht und viel Samen vertrocknet, wird die Kirche als Zeichen des Widerspruchs erfahren. Den ersten Christen ging es genauso; viele mussten ihren Einsatz für die Wahrheit des Glaubens sogar mit dem Leben bezahlen. Die Ernte erlebten die folgenden Generationen.

Die heutige Situation soll uns aber nicht zum Aufgeben bewegen. Karol Wojtyla, der spätere Papst Johannes Paul II., hatte im Jahr 1976 als Bischof von Krakau dem Papst und dem Kardinalskollegium Exerzitien gegeben und dabei an die Begegnung des kleinen Jesus und der Gottesmutter mit dem weisen Simeon (Lk 2, 29–35) hingewiesen. Simeon nennt Jesus dort als „Licht, das die Heiden erleuchtet“ (ein Text übrigens, der als „Nunc dimittis“ seinen festen Bestandteil in der Komplet, dem Abendgebet der Kirche hat). Anschließend aber weist Simeon auch darauf hin, dass Christus „Zeichen des Widerspruchs“ wird. Diesen engen Zusammenhang zwischen dem wahren Licht und dem „Zeichen des Widerspruchs“, den Simeon hier dem, der an Christus glaubt, bewusst macht, veranlasste den späteren Papst zu einem bedenkenswerten Appell: „Und das ‚Licht, das die Heiden erleuchtet‘ ... mache uns stark und fähig, die ganze Wahrheit Christi anzunehmen und zu lieben, sie um so mehr zu lieben, je mehr die Welt ihr widerspricht.“ □

„Wollt auch Ihr gehen?“ –
„Wohin sollen wir gehen? DU hast Worte ewigen Lebens“.





Fulda – eine liebenswerte Kongress-Stadt

Liebe Besucher,

Sie können Fulda gut mit dem Auto erreichen, optimal ist es jedoch, mit der Bahn in unsere Stadt zu reisen. Gerade mit dem ICE, IC oder Regionalexpress angekommen, können Sie gleich die Atmosphäre dieser überschaubar großen Stadt mit ihren 65.000 Einwohnern erspüren. Vorbei an dem leicht verlegen dreinschauenden Jüngling, der eine einzelne Rose in der Hand drehend seine Freundin erwartet, treffen Sie in der Bahnhofshalle vielleicht eine junge Mutter, die mit ihren zwei Kindern freudestrahlend den von der Arbeit nach Hause kehrenden Papa empfängt. Bestimmt aber begegnen Sie immer wieder Grüppchen zusammenstehender Leute, die Ihnen vermitteln: Hier ist es nicht ganz so hektisch, hier hastet man nicht aneinander vorbei. Hier kennt man sich, hier trifft man sich.

Wenn Sie die Bahnhofshalle durchschritten haben, sind Sie auch schon mittendrin. Die leicht abwärts führende Bahnhofstraße ist das geschäftliche Rückgrat, das sich in der Altstadt dann noch ein bisschen verzweigt und Fulda zu einer attraktiven Einkaufsstadt macht, weil hier alles übersichtlich und zu Fuß zu erreichen ist. Aber das soll uns jetzt erst mal nicht interessieren, wir wollen

nämlich zum Herzen der Stadt vorstoßen!

Wenn Fulda dem Normalbürger bekannt ist, dann als katholisch und als Sitz der Deutschen Bischofskonferenz. Warum die Bischöfe für ihre Herbstvollversammlung ausgerechnet Fulda gewählt haben, drücken sie jedes Jahr wieder aufs neue in den Verlautbarungen aus, wenn sie formulieren: „Die am Grab des hl. Bonifatius versammelten Bischöfe ...“. Wir wollten doch zum Herzen vordringen – da haben wir es. Tatsächlich ist der Apostel der Deutschen jedem Fuldaer vom Schulkind bis zum Rentner mehr oder weniger immer gegenwärtig, und jedes Jahr Anfang Juni, wenn die Bonifatiuswallfahrten eine Woche lang sternförmig aus allen Himmelsrichtungen zu seinem Grab streben, wird er mit Pauken und Trompeten allen Einwohnern – ob sie wollen oder nicht – mit dem Bonifatiuslied, bei dem der echte Fuldaer noch die Trompeten zu übertönen trachtet, wieder in Erinnerung gebracht. Sein Grab finden wir in der Krypta des Domes: Das Altarbild von Johann Neudecker d. Ä. (18. Jh.) stellt seine Ermordung in Friesland im Jahr 754 dar. Seltsamerweise sehen die bösen Friesen wie Sarazenen aus. Sie müssen dem Künstler wohl als der Prototyp der Feinde des Christentums gegolten

haben. Das Antependium des Altartisches stellt Bonifatius dar, wie er mit Hilfe von Engeln seinem Sarg entsteigt, eine berühmt gewordene Darstellung seiner unermüdlichen Einsatzfreude.

Direkt der Gruft benachbart ist das Dommuseum, in dem unter anderem auch der Codex Ragyntrudis, das arg ramponierte Buch aufbewahrt wird, das zu der Vorstellung inspiriert hat, es sei bei der Mordtat vergeblich als Schild benutzt und durchstochen worden. Hier kann man auch erfahren, dass es sich so nicht zugetragen haben kann. Denn der nachgestellte Versuch zeigt, dass eine Klinge ein von Menschenhand gehaltenes Buch nicht durchdringen kann. Fest steht allerdings, dass Bonifatius einen großen Teil seiner Bücher auf seinen Reisen, so auch auf seiner letzten Reise nach Dokkum, mitgeführt hat. Heute besteht eine Städtepartnerschaft mit dieser Stadt, wo es noch heute einen „Mordwald“ gibt, und der freundliche Pfarrer von dort kommt gerne mit einer Delegation zum Bonifatiusfest nach Fulda und stellt sich und seine Pilgergruppe bei dieser Gelegenheit mit den Worten vor: „Wir sind die Mörder des hl. Bonifatius.“

Im Dom sind noch viele weitere Bischöfe beigesetzt, nahe beim



Blick vom Frauenberg

Lioba Kirche

in Deutschland.

Herzlich willkommen zum Kongress „Freude am Glauben“ vom 27. - 29. August 2010

rechten Eingang – in der so genannten Johanneskapelle – auch der im Jahr 2000 plötzlich verstorbene Erzbischof DDr. Johannes Dyba, der streitbare Bischof, dem nicht nur wir in Fulda so viel zu verdanken haben!

Oberhalb des Domplatzes, gehalten durch eine mächtige Stützmauer, sollten Sie nicht übersehen, was als das bauliche Kleinod von Fulda bezeichnet werden kann: Die Michaelskirche. Früher Friedhofskapelle der benediktinischen Mönche des Hochstiftes Fulda (der Name lebt heute noch in einer Biersorte fort), ist sie heute quasi Hauskapelle des Bischofs von Fulda, der unmittelbar angebaut seine Residenz hat. Die Michaelskirche, zweitälteste Kirche Deutschlands, war ursprünglich als reich bemalter Rundbau in romanischem Stil errichtet worden und ist erst später durch ein Langhaus erweitert worden. In der Krypta soll zeitweise auch einmal ein Einsiedler gelebt haben. Der sehr eindrucksvolle, „durchbetete“ Bau macht es leicht, zur Ruhe zu kommen und der Aufforderung zu folgen: „Erhebet die Herzen!“ Kein Wunder, dass hier auch gerne geheiratet wird. Hin und wieder kann man lesen, dass der eine oder andere Prominente die Michaelskirche als seine Lieblingskirche ansieht, also bitte nicht achtlos vorübergehen!

Wenn das Wetter es erlaubt, empfiehlt sich auch ein Spaziergang zum nahe gelegenen Frauenberg. Der letzte Teil des Aufstieges ist eine schön gestaltete Treppenrampe, die sich entlang der Klostermauer bis zur Pforte des Franziskanerklosters erstreckt. Dieser von alten, knorri-gen Kastanien gesäumte Aufstieg gestattet den schönsten Blick über die Stadt. Von hier kann man die restlichen sechs der „7 Hügel Fuldas“ überblicken (von rechts nach links): Schulzenberg, Andreasberg (die Krypta aus dem Anfang des 11. Jh. gehört zum „Europäischen Kulturerbe“), Johannesberg, Florenberg, Petersberg (mit der „Lioba-Kirche“, wo die Hauptreliquie der hl. Lioba, einer Verwandten des hl. Bonifatius, verehrt wird) und Rauschenberg. Die Hügel sind meist gekrönt mit einer Kapelle – wenn nicht gar einer Propstei – und mittendrin der Hohe Dom. Wenig bekannt ist, dass er von dem Bamberger Baumeister Johannes Dientzenhofer 1704 (Bauvertrag) als Miniaturausgabe von St. Peter in Rom konzipiert worden ist, eine für meine Begriffe allzu vordergründige Art, die Verbindung mit dem Papst in Rom auszudrücken. Jammerschade aber, dass Dientzenhofer und sein Bauherr Adalbert von Schleiffraß in ihrer barocken Bauwut dabei den romanischen Vorgängerbau, die nach dem Erbauer-Abt

benannte Ratgarbasilika, an der man ab 791 ganze 20 Jahre lang gebaut hatte, abgerissen haben. Aber was tut man nicht alles, um modern zu sein. Damals richtete man sich nach italienischen bzw. französischen Vorbildern.

In der Klosterkirche am Frauenberg sehen wir im Hochaltar die Muttergottesstatue, vor der im Jahr 1955 die in Fulda versammelten Bischöfe das ihre für einen Neuanfang nach dem Krieg getan haben, indem sie Deutschland der Mutter Gottes geweiht haben. Das Kloster Frauenberg ist für die Fuldaer auch ein beliebter Ort, ihre Sünden loszuwerden.

Wenn Sie genügend Zeit mitgebracht haben, machen wir jetzt noch einen kurzen Abstecher in die Altstadt. Wir gehen wieder den Berg hinunter und durch das Paulustor in das überschaubare Barockviertel, zu dem außer dem Dom und den ihm zugeordneten Bauten – Bibliothek, Priesterseminar und Domdechanei – auch noch der Schlossgarten mit Orangerie auf der einen und dem Schloss auf der anderen Seite gehören. Auf der rechten Seite sehen wir die Hauptwache, geradeaus die Torgebäude Palais Buttlar, nach einem Fürststab benannt, und Hotel Kurfürst und links das Altenstein'sche Haus.



in Fulda, dem „religiösen Mittelpunkt des katholischen Deutschland“ (Johannes Paul

Bis 1771 befand sich das Paulustor noch zwischen Hauptwache und Schloss – zwei Wächterfiguren markieren dort den alten Standort – und trennte den Bereich des Stiftes – hier residierte der Fürstabt – von der Bürgerstadt. Hatte es früher mit Wachsoldaten besetzt noch eine wirkliche Funktion, ist es heute nur noch symbolisches „Tor“ zum Barockviertel – und Verkehrshindernis. Wenige Jahre vor der Säkularisierung (1802) hat dabei die Versetzung des Paulustores baulich vorweggenommen, was sich dann tatsächlich ereignete: Die Befreiung der Kirche von weltlichen Regierungsaufgaben.

Witzig ist, dass sich eine „gefühlte Konkurrenz“ zwischen dem Hochstift und der Bürgerstadt bis in unsere Zeit bewahrt hat. Die Chronisten belegen: Wenn sich der Dom eine neue kostbare Monstranz geleistet hat, hatte spätestens ein Jahr danach die Stadtpfarrkirche eine wo möglich noch prächtigere. Wenn der Dom eine neue Orgel hat, ist die Orgel der Stadtpfarrkirche auch plötzlich in die Jahre gekommen und nicht mehr reparaturfähig. Und es wurmt den Verwaltungsrat ungemein, dass er dafür nicht so viele Millionen locker machen kann wie das Domkapitel. Reminiszenzen aus vergangenen Tagen, aber Reflexe, die heute keinen Sinn mehr ergeben.

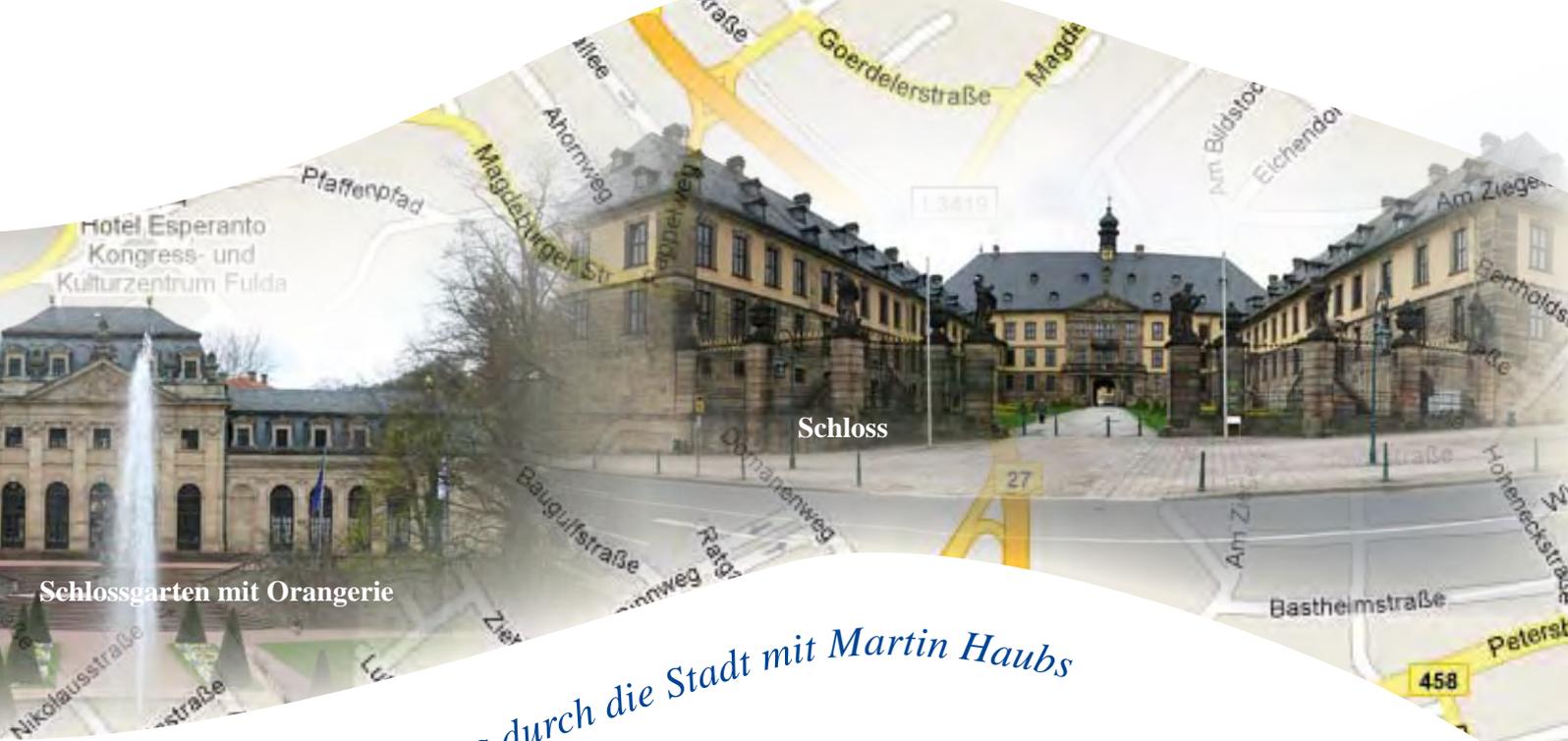
Vorbildlich ist die Stadtpfarrkirche auf ganz andere Weise: Mitten im Einkaufsrummel ist sie eine Oase der Erholung. Sie ist immer geöffnet und lädt zum Gebet ein. Für Fernstehende gibt es auch Anleitungen, wie man das denn so macht und – oh Wunder – hier besteht während der gesamten Öffnungszeiten tagaus tagein die Möglichkeit der eucharistischen Anbetung. Außerdem findet sich hier der hl. Antonius, der bekanntlich für die verlorenen Gegenstände zuständig ist. Er kümmert sich wirklich, und ich weiß von erstaunlichen Gebetserhörungen.

Zwischen der Stadtpfarrkirche und dem Dom erstreckt sich die Fuldaer Flaniermeile. Wenn Sie hungrig oder durstig geworden sind, lassen Sie sich ruhig unter einem der Sonnenschirme einmal so richtig bedienen. Gut essen und trinken gehört zur Lebensart des „Fuldens“. Man sagt, dass um den Dom herum nur deshalb so auffällig viel Freifläche angeordnet ist, damit nach den Wallfahrten genug Platz ist, um die Wallwürste zu braten. Aber auch wenn ein Einheimischer auf Reisen geht, wird gerne etwas Essbares ausgepackt, sobald die Domtürme verschwunden sind. Ich vermute, dass dabei zu einem nicht geringen Teil auch früh aufkeimendes Heimweh erstickt werden soll. Die Frankfurter jedoch haben das nie verstan-

den. Sie nannten die Pendler aus der Bonifatiusstadt einfach nur „Fulder Rucksäck“ – irgendwie musste der Proviant doch transportiert werden – oder schlimmer „Fulder Fresser“. Das Trinken kommt auch nicht zu kurz. Zum Beweis sei angeführt, dass die Kneipendichte in der Altstadt angeblich nur noch von Berlin übertroffen wird.

Wenige Meter weiter sehen wir im Stadtplan „Unterm Hl. Kreuz“. Das ist die nicht ganz leicht erkennbare Bezeichnung für den sehenswerten Platz vor der Hauptfassade der Stadtpfarrkirche, akzentuiert durch einen kleinen, gemütlichen Brunnen (kein Trinkwasser) in der Mitte und umsäumt von schönen Fachwerkhäusern und dem Kanzlerpalais, das noch einmal einen barocken „point de vue“ in der Achse der Friedrichstraße darstellt. Von hier gehen kleine Sträßchen und Gässchen ab, durch die man auf Entdeckungsreise gehen kann: Lückenberg, Severiberg, Gemüsemarkt, Kanalstraße, Karlstraße, Marktstraße, Buttermarkt. Wilhelm Hauck, ein Bürstenbindermeister und Heimatschriftsteller hat in seinem Buch „Aus stillen Gassen“ die Atmosphäre des alten Fulda eindrucksvoll beschrieben.

Einen Besuch wert sind auch die Abtei (genannt „Nonnenkirche“) und



II.) – Ein kurzer Rundgang durch die Stadt mit Martin Haubs

der Klosterladen der Benediktinerinnen in der Nonnengasse.

Der am Ende der steilen Treppe schier unerreichbar entrückte Altarraum inspiriert die Schüler der umgebenden Schulen hier besonders für ihre unerreichbaren Ziele (gute Noten) zu beten. Hier gibt es aber auch die leckeren „Nonnenseufzer“ (bei den alten Fuldaern noch „Nonnenpförze“ genannt). Erwähnenswert schließlich ist das alte Rathaus, ein Fachwerkbau neben der Stadtpfarrkirche, von dessen Erkerfenstern die Turmbläser jedes Jahr den Weihnachtsmarkt eröffnen.

Passen Sie aber auf: Wenn Sie von „Unterm Hl. Kreuz“ bergab durch die Mittelstraße und die Karlstraße in die Löherstraße gehen, sind sie auf der alten Straße nach Frankfurt und schon bald aus der Altstadt heraus. In der anderen Richtung geht es zur Leipziger Straße, die auch wirklich dorthin führt. An dieser Handelsstraße hat sich die Ortschaft Fulda ganz hübsch entwickelt. Heute ist der Stadtverwaltung aber eher wichtig, dass Fulda an die ICE-Strecke angeschlossen bleibt und nicht übergangen wird.

An Handelsstraßen und andere Verkehrsverbindungen hatte Bonifatius damals im Zusammenhang mit Fulda wohl nicht gedacht. Seine

bescheidene Klostergründung lag in Buchonien (Land der Buchenwälder) in einem Sumpfgebiet. Bonifatius in einem Brief:

„Es ist ein Waldgebiet, in einer Einöde von großer Weltverlassenheit mitten zwischen den Völkern meines Missionsgebietes. Dort habe ich ein Kloster gegründet und Mönche nach der Regel des hl. Benedikt angesiedelt. Es ist mein Wunsch, hier für einige Zeit oder auch nur für ein paar Tage meinen vom Alter matt gewordenen Leib in der Stille sich erholen und nach meinem Tode ruhen zu lassen. Es wohnen nämlich die vier Völkerstämme, denen ich das Wort Christi mit Gottes Gnade verkündet habe, im Umkreis um diesen Ort.“

Manche Historiker sagen, Bonifatius sei im Bewusstsein gestorben, mit seinen Plänen völlig gescheitert zu sein. Mag sein, dass er deshalb lieber an einem abgelegenen Ort begraben sein wollte, wo sowieso kaum einer hinkam. Vielleicht war es aber ganz im Gegenteil strategisches Denken, das ihn im Hinblick auf eine hoffnungsvolle zukünftige Entwicklung einen in Deutschland geographisch zentral gelegenen Ort hat wählen lassen.

Wie dem auch sei, willkommen im „religiösen Mittelpunkt des katholischen Deutschland“ (Johannes-Paul II.) □



Dipl.-Ing. Martin Haubs, vor dem Infostand der Initiative „Vaterhaus e.V.“. Er ist Vorsitzender des Vereins, der Schwangeren und Alleinerziehenden im Konfliktfall mit Rat und Tat zur Seite steht. (siehe www.vaterhaus.de)

Er ist seit seiner Hochzeit 1979 Wahl-Fuldaer und hat 3 erwachsene Kinder und 3 Enkelkinder.

„Freude am Glauben“ verdankt Martin Haubs und seinen Fuldaer Helfern vor Ort die exzellente Vorbereitung, die einen reibungslosen Ablauf des 10. Kongresses ermöglicht.

Die Logik der Heiligen

Hundert Jahre Mutter Teresa

Mutter Teresa war 51 Jahre alt, als sie „entdeckt“ wurde. Es war der Gründer von Kirche in Not, Pater Werenfried van Straaten, der sie auf seiner Asienreise im April 1961 aufsuchte. Nach seiner Rückkehr schrieb er: „Mutter Teresa und ihre Mitschwester kümmern sich um die Findelkinder, die sie morgens aus den Müllern holen, und um die Sterbenden, die sie in den Straßen auflesen. Sie legen sie auf Bahren und tragen sie in das ‚Haus der Sterbenden‘. Dort habe ich sie besucht, bin mit ihr von Bahre zu Bahre gegangen und habe 127 Sterbende gesegnet.“ Hunderte,



Mutter Teresa und ihr „Entdecker“, Pater Werenfried van Straaten, 1961 im Haus der Sterbenden in Kalkutta.



Mutter Teresa in Bonn im September 1987: Auf dem Arm hält sie den anderthalbjährigen Nathanael, der später die Generation Benedikt mitbegründete.

Tausende, Zehntausende waren es, die Mutter Teresa und ihre Schwestern im Sterben begleiteten, Christen, Muslime, Hindus. Sie schaute bei ihrer Arbeit weder auf Religion, Rasse noch Stand. Sie sah in jedem Menschen das Abbild Jesu. Sanatorien Gottes nannte man ihre Sterbehäuser auch, Sanatorien des Friedens. Denn für sie gab es eine gerade Linie zwischen Gebet und Frieden. „Ohne Gebet könnte ich nicht einmal eine halbe Stunde arbeiten. Ich erhalte meine Kraft von Gott durch das Gebet“. Das war ihre Logik: Die Frucht des Gebets ist der Glaube, die Frucht des Glaubens die Liebe, die Frucht der Liebe ist der Dienst am Nächsten und dieser Dienst bringt den Frieden.

Ihr Geheimnis war insofern das aller Heiligen: „Mein Geheimnis ist sehr einfach: Ich bete. Durch das Gebet vereine ich mich in der Liebe mit Christus, und mir wird bewusst, dass Beten bedeutet: Ihn lieben und seinen Auftrag erfüllen“. So hat sie gelebt, seit sie mit 15 Jahren als Agnes Gonxha Bojaxhiu vor der Gottesmutter vom Schwarzen Berg in Letnice nahe der mazedonischen Stadt Skopje ihre Berufung spürte. Sie meldet sich für die Indienmission der irischen Loreto-Schwester und nimmt den Namen der hl. Teresia von Lisieux an. 18 Jahre lebt, betet und dient sie in diesem Orden. Dann spürt sie erneut den Ruf Gottes, diesmal: nur für die Ärmsten der Armen da zu sein. Am 2. April 1948 erhält sie von Papst Pius XII. die Freistellung vom Leben hinter den Klostermauern (unter Beibehaltung des ewigen Gelübdes) und geht auf die Straßen Kalkuttas. Sie lässt sich als Krankenschwester ausbilden, erstellt mit Hilfe ihres Beichtvaters Statuten für eine neue Gemeinschaft, die „Missionarinnen der Näch-

tenliebe“, die vom Papst 1950 als Kongregation anerkannt wird. Sie besitzen keine Zimmer, nur ein Bett im gemeinsamen Schlafsaal. Ihre Habseligkeiten wie ein Paar Sandalen, zwei Saris, ein Blechteller, die Bibel und ein Rosenkranz, passen in eine kleine Stofftasche. „Unser Ziel besteht darin, den unendlichen Durst Jesu Christi am Kreuz nach der Liebe der Seelen zu stillen. Wir dienen Jesus in den Armen, wir pflegen ihn, speisen ihn, kleiden ihn, besuchen ihn“, so steht es in der Satzung des Ordens. Die Missionarinnen der Nächstenliebe werden rasch mehr. Ihr Wirken bleibt nicht verborgen. 1979 erhält Mutter Teresa den Friedensnobelpreis. Mitte der achtziger Jahre macht sie mit Pater Werenfried eine Rosenkranz-Reise durch Europa und betet auf Marktplätzen mit Zehntausenden für die ungeborenen Kinder. Als sie 1997 stirbt, führen ihre Schwestern und der inzwischen auch gegründete männliche Zweig die Arbeit weiter. Heute sind es an die fünftausend Schwestern und 500 Brüder in 130 Ländern.

Gott schreibe ständig „einen Liebesbrief an die Welt, und wir sind seine Bleistifte“, sagte sie. Wer sie kennenlernen durfte, war von der Entschlossenheit und Entschiedenheit beeindruckt. Sie habe sich keine Optionen offen gehalten. „Wir erschrecken manchmal vor der Realität Gottes, aber Glaube ist Wunderglaube, Gott greift ein.“ Deshalb hat sie das Gelübde abgelegt, „Jesus nie nein zu sagen, denn es ist Sein Werk“. Sie selbst betrachtete sich immer als „Werkzeug in den Händen Gottes“ – eine Sichtweise des Lebens, die Heiligen eigen ist. Am 19. Oktober 2003 wurde sie von Johannes Paul II. seliggesprochen, dem sie oft begegnet ist. Den Tag, da der Papst sie in Kalkutta inmitten ihrer Armen und Sterbenden besuchte, bezeichnete sie als „schönsten Tag meines Lebens“. Johannes Paul II. sagte damals von ihr: „In Mutter Teresas Lächeln, Worten und Taten geht Jesus wieder als der barmherzige Samariter durch die Straßen der Welt“.

lim

JA zu Christus – JA zur Kirche

Bericht über die Theologische Sommerakademie 2010 in Augsburg
„Die Gegenwart Christi in der Kirche“

„Jesus ja – Kirche nein“. Das war ein Schlagwort, das Ende der 1960er-Jahre aufkam, wenige Jahre nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil und in der Zeit der 68er-Generation, die mit äußerster Skepsis, ja Ablehnung, auf alles reagierte, was mit Tradition oder Autorität zusammenhing.

Tatsächlich aber hängen Christus und die Kirche nach dem Verständnis der katholischen Lehre auf das Engste zusammen. Und das hat gute Gründe: Christus hat laut Aussagen des Neuen Testaments die Kirche gestiftet – und als Gottes Sohn hat er dies mit göttlicher Vollmacht getan. Dies und vieles anderes machte die diesjährige Theologische Sommerakademie deutlich, die vom 26. bis zum 29. Mai unter der fachkundigen Leitung von Prof. Anton Ziegenaus stattfand.

Kirche braucht Heilige

Im Eröffnungsgottesdienst der Akademie sprach Prof. Ziegenaus über Katharina von Siena, die aus glühender Liebe zu Christus zur Reformerin der Kirche wurde. Obgleich sie heftig den Papst kritisierte, fühlte sie jedoch mit der Kirche und liebte sie – eben weil sie zutiefst mit Christus verbunden war.

„Die Kirche braucht keine Reformatoren, sondern Heilige“ zitierte Ziegenaus in seiner Predigt den Schriftsteller George Bernanos und zeigte, wie sehr das Leben Katharinas von der Liebe zu Christus geprägt war. Alle Heiratsangebote hat sie ausgeschlagen und sich stattdessen mit Christus vermählt. Von der Liebe zu ihm gedrängt führte sie ein Leben in Gebet und Verzicht und kümmerte sich voll Hingabe um die Kranken ihrer Heimatstadt.

Auch einen anderen wahren Reformator der Kirche nahm die Akademie in den Blick. Prof. Josef Kreiml aus St. Pölten sprach in einer Predigt in der Klosterkirche Oberschönenfeld bei Augsburg über den heiligen Franz von Assisi und stellte heraus, dass es dem Poverello immer darum gegangen sei, gemeinsam mit dem Papst die Kirche zu reformieren und nie ohne ihn. Franziskus war mit seinen Gefährten ausdrücklich nach Rom gepilgert, um dort vom Papst die Bestätigung seiner Regel zu empfangen.

In seiner Predigt lenkte Kreiml seinen Blick auch auf die Kirchenkritik in unserer Zeit. Kritik sei in aller Munde, aber es gehe nicht an, mit dem Finger auf andere zu schauen – vielmehr müsse jeder einzelne sich fragen: Wie trage ich zur Erneuerung der Kirche bei? Tatsächlich gehe es immer darum, dass der einzelne in seiner Berufung wachse und den Weg der Buße und Erneuerung gehe – so wie das ja auch Franziskus getan hat, der von Christus ergriffen durch Umbrien zog und die Botschaft von der Umkehr zum Reich Gottes lebte und verkündigte.

Christus, Stifter der Kirche

Franziskus war – wie auch Katharina von Siena – von einer großen Liebe zur Kirche getragen. Bemerkenswert ist vor allem sein Respekt vor den Priestern, vor denen er große Hochachtung hatte, sogar wenn sie ein fragwürdiges Leben führten. Franziskus, der sich nicht scheute, Missstände beim Klerus beim Namen zu nennen, war zutiefst beeindruckt davon, dass Gott selbst dem Priester die Gnade gegeben hat, in seiner Person zu handeln und dem Menschen

so die Eucharistie zu schenken. In jedem Priester, dem er begegnete, entdeckte er diesen unermesslichen Gunsterweis Gottes.

Auf diese Weise brachte Franz auch den engen Zusammenhang zwischen Christus und der Kirche zum Ausdruck. Der Dogmatiker von St. Pölten Michael Stichelbroek stellte im Eröffnungsreferat der Akademie diesen Zusammenhang heraus. Vieles an der Kirche heute, so der Referent, habe Jesus nicht geschaffen; gleichwohl werde er völlig zu Recht Stifter der Kirche genannt.

Offensichtlich ist, dass Jesus ein neues und endzeitliches Gottesvolk gesammelt hat, dessen Mitte er selbst war. Zudem hat er neben einer Vielzahl von Jüngern zwölf Apostel um sich geschart, denen er besondere



Hl. Messe zu Ehren des Heiligen Geistes in der Hauskirche, Zelebrant und Predigt Prälat Prof. Dr. Anton Ziegenaus, Augsburg



Referenten der Theologischen Sommerakademie: von links nach rechts: Prof. Josef Kreiml, Prof. Michael Stikelbroek, Schwester Beatrix Franger, Prof. Manfred Lochbrunner

Aufgaben zuwies. Und hier hatte wiederum Petrus eine besondere Stellung.

Die Zwölf werden in ihrer Aufgabe als Amtsträger zum Bindeglied zwischen Christus und der Kirche. Ihnen hat der Herr im Abendmahlsaal aufgetragen: „Tut dies zu meinem Gedächtnis.“ Das Amt, durch Handauflegung weitergegeben, differenziert sich später in die drei Ämter des Bischofs, des Priesters und des Diakons.

Ein weiterer Vortrag erhellte die Beziehung zwischen Christus und der Kirche aus der Perspektive eines der bedeutendsten Theologen des 20. Jahrhunderts: Romano Guardini, dessen Aussage von der Kirche, die in den Seelen der Menschen erwacht, symptomatisch wurde für den Aufbruch der katholischen Welt zu einem Leben mit dem Glauben der Kirche Anfang des 20. Jahrhunderts. Prof. Josef Kreiml zeigte, dass auch für Guardini Christus und die Kirche untrennbar miteinander verbunden sind. Für Guardini war ganz klar: Nach dem Himmelfahrtsereignis ist Christus in der Kirche im Heiligen Geist (pneumatisch) gegenwärtig. Wenn Paulus schreibt „Nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir“, so deutet das auf ein Innewohnen Christi im gläubigen Menschen und damit auch in der Kirche.

Für Guardini ist die Kirche damit auch wesentlich der Ort der Wahrheit. Der Mensch, der immer auf der Suche nach einer Wahrheit ist, die auch Antworten auf seine letzten und universalen Fragen gibt, also nach dem Woher, Wohin und Wozu seiner Existenz, findet diese Wahrheit in der Kirche. Diese kirchliche Wahrheit, die die Wahrheit Christi ist, ist nicht vom Menschen geschaffen, sondern

sie stammt von Gott – und gerade deshalb ist sie absolut, denn die absolute Wahrheit kann der Mensch nie machen, sie ist ihm gegeben.

Untrennbar verbunden ist die Wahrheit mit der Praxis des Glaubens, und diese wird konkret in der Liebe.

Der Leib Christi ...

Dass gerade die Besinnung auf die Kirche als den Leib Christi ein Zeichen der Hoffnung ist, wurde in dem Referat von Prof. Manfred Lochbrunner deutlich, der sich mit der Kirche als Leib Christi befasste. Dabei nahm er besonders die Enzyklika „Mystici corporis“ in den Blick, in der Papst Pius XII. dieses Thema umfassend behandelt hat. Pius XII. hat dieses Lehrschreiben mitten in den Notjahren des Zweiten Weltkriegs verfasst und wollte den geplagten Menschen zur Ermutigung die Schönheit der Kirche aufzeigen, kann er doch von der Erfahrung berichten, dass gerade der schreckliche Krieg den Blick weitete auf die übernatürlichen Werte und damit auf die Größe der Kirche als Leib Christi.

Wesentlich für die Kirchenzugehörigkeit nach „Mystici corporis“, so Lochbrunner, seien derselbe Glauben, dieselben Sakramente sowie dieselbe Hierarchie. Sünder, die nicht in Verstockung verharren, bezeichnete Pius XII. als kranke Glieder am Leib Christi, denen man mit Güte begegnen solle. Die nichtkatholischen Konfessionen lud der Papst ein, sich freiwillig dem katholischen Leib Christi anzuschließen, lehnte eine Konvertitenmacherei aber ausdrücklich ab.

In weiteren Überlegungen, die über die Aussagen der Enzyklika

hinausgingen, machte Lochbrunner zudem deutlich, dass gerade der Zusammenhang zwischen Sakramenten und Kirche durch das Leib-Christi-Verständnis hervorragend zutage tritt, wird doch hier die Kirche als vollends auf Christus ausgerichtet, ja als durch ihn durchwirkt begriffen. Kirche als Leib Christi macht deutlich: Nicht die Kirche macht die Sakramente, sondern die Sakramente lassen die Kirche entstehen.

Dass dieses Leib-Christi-Verständnis auch wesentlich für die Theologie des Zweiten Vatikanums war, machte Prof. Ziegenaus in einem Referat deutlich. Es sei nicht richtig, dass das Konzil das Bild vom „pilgernden Volk Gottes“ dem Leib-Christi-Begriff vorziehe, obgleich viele Interpreten des Vaticanum II das so darstellten. Überhaupt komme der Volk-Gottes-Begriff auch im Neuen Testament eher selten vor – und wenn, dann im Verweis auf alttestamentliche Texte.

Die Volk-Gottes-Theologie indessen dürfe nicht auf das Bild der Kirche auf dem Weg und damit auf ihren Vorläufigkeitscharakter eingengt werden. So sei auch der Blick auf die Vorhut dieses Gottesvolkes zu lenken, nämlich auf die Heiligen. Entscheidend ist vor allem aber das Ziel des Weges, das Jesus Christus ist. Er ist nicht nur das Ziel, sondern er strukturiert auch das Gottesvolk.

... und seine Glieder

Die weiteren Referate nahmen die Glieder des Leibes Christi besonders in den Blick. Dankbar darf man dafür sein, dass gerade den unter großen Nachwuchssorgen leidenden Ordensgemeinschaften gebührend Platz bei der Akademie gegeben wurde. Schwester Beatrix Franger,



Von links nach rechts: Prof. Dr. Hubert Gindert, Anton Lässer, Prof. Dr. Manfred Hauke, Pfr. Achim Ditttrich

Generaloberin der Barmherzigen Schwestern des hl. Vinzenz von Paul, sprach kompetent, überzeugend und gut verständlich über das Ordensleben heute. Das Leben in Keuschheit, Gehorsam und Armut entspreche dem Leben Jesu. Gottes Sohn, der reich war, sei in seiner Menschwerdung arm geworden – bis zum Tod am Kreuz. Er habe zudem immer im Gehorsam gegenüber dem Vater gelebt und sich schließlich freiwillig für die Ehelosigkeit entschieden. Die drei Gelübde, die Jesus als evangelische Räte jenen, die dazu berufen sind, nachdrücklich empfohlen hat, machen deutlich, so Schwester Beatrix, dass allein Gott dem Menschen Befriedigung geben kann. Das Streben nach Ansehen, Macht und Besitz – eben das, worauf Ordensleute verzichten – führe letztlich zu einem Wunsch nach einem unerfüllbaren Immer-mehr. Doch finde der Mensch andererseits in der Beziehung zu Gott die Erfüllung seiner Sehnsucht. Insofern ist das Ordensleben auch kein sauertöpfisches Dasein, sondern ein Leben, das Erfüllung gibt. „Wir haben uns Jesus anvertraut und in ihm einen Freund gefunden“, bezeugte Schwester Beatrix. Natürlich gebe es auch im Ordensleben schwere Zeiten, aber dies muss nicht dazu führen, an der Berufung zu zweifeln. Vielmehr solle man solche Wüstentage als Herausforderung ansehen, sich noch mehr Gott zuzuwenden.

Wichtige Glieder der Kirche sind auch die Kranken, über die Prof. Anton Ziegenaus sprach. Die Kirche habe sie nie an den Rand gedrängt, sondern in den Mittelpunkt gestellt. Viele Kranke wirken gerade durch ihr Gebetsapostolat segensreich und geben dadurch Zeugnis dafür, dass Christen auch und gerade in Zeiten

der Dürre Gott die Treue halten können.

Über die Aufgabe des Laien in der Kirche heute sprach Professor Hubert Gindert, der Vorsitzende des Forums Deutscher Katholiken. Er stellte in einem geschichtlichen Rückblick zunächst die Entwicklung nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil heraus, einer Zeit, in der kirchliche Laiengremien bis hin zum Zentralkomitee der Deutschen Katholiken einen immer deutlicheren antirömischen Affekt an den Tag legten, so dass für kirchentreue Gläubige eine Zusammenarbeit immer schwieriger bis unmöglich wurde. Gerade hier erwies sich der Aufbau von „Initiativkreisen“ als hilfreich, in denen sich solche Katholiken zusammentaten und -tun, die den Weg mit und nicht gegen den Papst und mit lehramtstreuen Bischöfen gehen wollen.

Gerade heute gelte es, die positive Seite der kirchlichen Botschaft zu verdeutlichen – etwa dass das klare NEIN zur Abtreibung ein JA zum Leben ist, sowohl für das Kind wie auch für die Mutter, die durch die Tötung des Kindes oft schlimme psychische Folgeerkrankungen erleidet. Und abschließend empfahl Gindert den Blick auf lebendige Pfarreien zu lenken, die es selbstverständlich auch heute gibt.

Das Kreuz, das Amt und Maria als Mutter der Kirche

In einem weiteren Vortrag näherte sich der Passionistenpater Anton Lässer der Kirchenthematik von einer überraschenden Perspektive, der Kreuzesmystik. Zur Erneuerung der Kirche brauche es immer auch die Hingabe, stellte Lässer heraus, und diese Hingabe sei Antwort auf den

Willen Gottes. Die Kreuzesmystik führe in das Bejahen dieses göttlichen Willens hinein, weil sie im Gekreuzigten die höchste Form göttlicher Liebe entdeckte.

Über das Amt in der Kirche sprach der Luganer Dogmatiker Prof. Manfred Hauke. Hauke behandelte vor allem das Handeln des geweihten Amtsträgers „in persona Christi“, also in Stellvertretung Jesu Christi, was in den drei Formen des Leitungs-, Hirten- und prophetischen Amtes konkret wird. In diesem Zusammenhang ging er auf eine Kontroverse ein, die sich aus einer Änderung des Kirchenrechts ergeben hatte – nämlich auf die Frage, ob auch der Diakon „in persona Christi“ handelt. Hauke bejahte das ausdrücklich, weil auch Diakone das dreifache Amt des Geweihten ausüben, so etwa das Leitungsamt durch die Leitung liturgischer Feiern wie Taufen und Beerdigungen.

Der abschließende Vortrag der Akademie betrachtete die Kirche aus der Perspektive der Mariologie. Der promovierte Pfarrer Achim Ditttrich aus Speyer sprach über Maria als Mutter der Kirche und zeigte anschaulich die Parallele zwischen der Gottesmutter und der Mutter Kirche auf. So wie Maria Christus in die Welt geboren hat, so sei es auch Aufgabe der Kirche, Christus in die Welt zu bringen.

Wieder einmal mehr gab die Augsburger Sommerakademie umfassende Einblicke in ein wichtiges theologisches Thema. Deutlich wurde dieses Mal, dass das, was die lehramtliche Kirche über ihr Selbstverständnis heute verkündet, sich sehr gut und durch und durch folgerichtig auf das zurückführen lässt, was Jesus gewollt und was er gegründet hat. □

„Gott schütze den Heiligen Vater und unsere Kirche!“

Rede von Gabriele Kuby am 11. Juli 2010 auf dem Odeonsplatz in München

Liebe Freunde des Heiligen Vaters Papst Benedikt XVI.!

Wir sind hier zusammengekommen, um in der Heimat Joseph Ratzingers öffentlich unsere Liebe und Treue zu Papst Benedikt XVI. zu bekunden.



Frau Gabriele Kuby hat die hier wiedergegebene Rede auf der Solidaritätskundgebung von „Deutschland pro Papa“ gehalten, die – zeitgleich mit einer ähnlichen Kundgebung in Köln – am 11. Juli 2010 auf dem Odeonsplatz in München stattfand.

Auf dem Kongress „Freude am Glauben“ in Fulda wird Frau Kuby am Freitag, dem 27. August 2010, 18.30 Uhr, sprechen zum Thema „Keuschheit – katholische Altlast oder christliches Erkennungszeichen?“

Wir sind überaus dankbar für die Gnade, dass Joseph Ratzinger in dieser, von Sturmfluten überschwemmten Zeit am Steuer des Schiffes Petri steht. Er schenkt uns und allen, die auf dieser Welt sein Wort hören, Orientierung und Stärkung zu allererst durch sein Vorbild, durch die Integrität seiner Person: die Einheit von höchstem Amt und Demut, von Gelehrtheit und Frömmigkeit, von unerschütterlicher Treue zur Wahrheit und Verkündigung der Wahrheit in Liebe. Vorbild, Treue, Orientierung und Stärkung sind väterliche Qualitäten, derer wir dringend bedürfen.

Wir leben in einer Zeit, in der der Mensch keinen Gott und keine absoluten Werte mehr anerkennen will und sich aufschwingt, im Rausch technologischer Machbarkeit selbst den Menschen machen zu wollen und über Anfang und Ende seines Lebens willkürlich zu bestimmen. Papst Benedikt erinnert uns beständig daran – so auch bei der letzten Generalaudienz in Rom (7. Juli 2010), dass „Jesus Christus der Mittelpunkt der Geschichte und des Kosmos [ist], der unserem Leben Sinn, Würde und Wert verleiht“. Unermüdlich warnt er vor den zerstörerischen Folgen der Verabsolutierung der Freiheit.

Joseph Ratzinger ist ein Deutscher, ein Bayer. Er ist im Chiemgau aufgewachsen. Wer je vor dem Häuschen in Hufschlag gestanden hat, der wird empfunden haben: Der Geist weht, wo er will. Er studierte an der LMU in München, wurde 1951 in Dom zu Freising zum Priester geweiht, wurde 1977 Erzbischof von München, bis ihn Johannes Paul II. 1981 zum Präfekten der Glaubenskongregation in Rom berief. Er ist unser Papst. Könnten wir uns doch so über ihn freuen wie über „unse-

re Nationalmannschaft“, die „uns“ fast zum Weltmeister gemacht hat. Könnten wir uns doch so an unserem Papst Benedikt aufrichten, so an ihm wachsen wie die Polen an ihrem Johannes Paul II. Dass ein Pole 1978 Papst wurde, elf Jahre bevor der Eisenerne Vorhang fiel, war eine ebenso große Überraschung wie die Wahl eines Deutschen fünfzig Jahre nach dem Ende der Naziherrschaft. Gott heilt Wunden. Gott vergibt. Gott will Versöhnung.

Der Besuch Benedikts in seinem geliebten Bayern im September 2006 schien wie ein Durchbruch. Welche Freude, welcher Glanz lag über unserem Land, als bei diesem Besuch Papst, Bischöfe, Gläubige in Jesus Christus geeint waren. Vielleicht waren Sie dabei beim Gebet an der Mariensäule, wo er „die Großen und die Kleinen, die Herrschenden und die Dienenden“ einlud, von Maria zu lernen, denn: „Deine Macht ist die

**Es schien, als sei
Deutschland von
einer chronischen
Krankheit geheilt**

Güte. Deine Macht ist das Dienen.“ Oder bei der großen Eucharistiefeyer in Riem, in der er den Herrn bat, „dass er unsere Schwerhörigkeit für Gott, für sein Wirken und sein Wort heilt, und uns sehend und hörend macht.“ Vielleicht haben Sie seine große Vorlesung an der Universität von Regensburg gehört, in der er sein zentrales Thema entfaltete: Die wechselseitige Bezogenheit von Vernunft und Glaube, weil Glaube ohne Vernunft zu Fanatismus werden kann und Vernunft ohne Glauben zur Selbstzerstörung des Menschen und seiner Umwelt führt.



Es schien, als sei Deutschland von einer chronischen Krankheit geheilt: dem „antirömischen Affekt“, aber das war nur eine vorübergehende Begeisterung. Was wurde innerhalb von zwei Jahren aus dem „Hosianna!“? – Hat sich der Papst gewandelt? Nein, er hält unbeirrt Kurs. Er ist Jesus Christus treu. Aber den Papstgegnern spielten die Sünder und Sünden innerhalb der Kirche in die Hände, Vorgänge, die der Papst selbst seit langem kompromisslos zu bereinigen sucht.

Papsttreue Katholiken waren auch zu früheren Zeiten nicht beliebt, man nannte sie „ultramontan“. Gemeint waren damit Katholiken, die jenseits der Berge unter der Peterskuppel ihre wahre geistige Heimat hatten, und deswegen für Kaiser und Reich

Bewährtsich denn die große Abkehr von Gott?

als politisch unzuverlässige Gesellen galten, als – wie das Lexikon für Theologie und Kirche sagt – „kuriolistisch, aufklärungsfeindlich und bigott“. Auch heute werden sie nicht geschätzt, weil glaubenstreue Katholiken sich zu keiner Zeit vom Mainstream mitreißen lassen wollen, sei er national, nazistisch oder die schleichende Wende des linken Liberalismus in einen neuen Totalitarismus, die unter unseren Augen geschieht.

Heute haben sich die Worte verändert, mit denen Christen diffamiert werden: sie heißen „fundamentalistisch“, „dogmatisch“, „moralisch“, „intolerant“, „ewig gestrig“, ja, wenn es irgendwie aus der ideologischen Trickkiste gezaubert werden kann: „rechtsradikal“. Diese Vorwürfe treffen alle Christen, die dem Evangelium treu sind.

Manch einen verschreckt das verbale Waffenarsenal, und sie lassen möglichst niemanden merken, dass sie Christen sind. Aber warum eigentlich? Bewährt sich die große Abkehr von Gott? Sind wir in Deutschland, in Europa, auf unserer Erde auf einem guten Weg? Ihr, die ihr euch so sicher auf der richtigen Seite der Mehrheit wisst, zeigt uns doch, dass es sich bewährt, der Familie die moralischen und materiellen Existenzbedingungen zu entziehen, die Wirtschaft der hemmungslosen Gier auszuliefern, das Lebensrecht und die Würde des Menschen dem Recht des Stärkeren zu unterwerfen! Zeigt uns, dass es sich bewährt, die Zehn Gebote zum alten Eisen der Geschichte zu werfen!

Ja, wir stehen auf einem Fundament, ja wir haben unser Haus auf Fels und nicht auf Sand gebaut. Das Fundament heißt Jesus Christus und der Fels heißt Petrus.

Ja, wir glauben an die Dogmen der Kirche. Es ist großartig, dass wir einer Kirche angehören, die über zwei Jahrtausende an den unumstößlichen Wahrheiten des Glaubens festgehalten hat. Wir wünschen uns Bischöfe und Priester, die die Wahrheit des Glaubens mit ihrem Leben bezeugen und uns in der Glaubenslehre unterweisen, damit wir diese Wahrheiten verstehen und leben können.

Unser Wunsch: Bischöfe und Priester, die die Wahrheit des Glaubens mit dem Leben bezeugen und uns in den Glaubenslehren unterweisen

Ja, wir sind moralisch. Als Menschen, die als einziges Geschöpf mit Freiheit begabt sind, müssen wir zwischen gut und böse unterscheiden können. „Weh denen“, rief schon der Prophet Jesaja aus „die das Böse gut und das Gute böse nennen, die die Finsternis zum Licht und das Licht zur Finsternis machen.“ (Jes 5,20) Denn, so sagt Papst Benedikt in seinem Buch *Werte in Zeiten des Umbruchs*: „Die Freiheit behält ihre Würde nur, wenn sie auf ihren sittlichen

Grund und auf ihren sittlichen Auftrag bezogen bleibt.“ (Werte, S. 45) „Sich von den großen sittlichen und religiösen Kräften der eigenen Geschichte abzuschneiden, ist Selbstmord einer Kultur und einer Nation.“ (Werte, S. 49) Wir sind moralisch, weil wir wissen, wie Papst Benedikt weiter in diesem Buch sagt, dass „der Irrtum, das irrende Gewissen, nur im ersten Augenblick bequem [ist]. Dann aber wird das Verstummen des Gewissens zur Entmenschlichung der Welt und zur tödlichen Gefahr.“ (Werte S. 109)

Nein, wir sind nicht intolerant, denn niemand fordert so radikal zur Toleranz auf wie Jesus Christus mit seiner Forderung: Liebet eure Feinde. Aber wir sind nicht bereit, die Wahrheit dem Relativismus zu opfern, denn wenn es keine absoluten Werte



Forum Deutscher Katholiken

Grußwort bei der Veranstaltung „Pro Papa“ am 11.07.10 auf dem Odeonsplatz in München:

Wir vom Forum Deutscher Katholiken und den ihm angeschlossenen Gemeinschaften grüßen in Liebe und Ehrerbietung unseren Hl. Vater Papst Benedikt XVI.

Hl. Vater, wir stehen in uneingeschränkter Solidarität und Treue zu Ihnen als Nachfolger Petri und Stellvertreter Christi auf Erden und gedenken Ihrer in unseren Gebeten.

Wir danken Ihnen für Ihr großartiges Glaubenszeugnis in der Nachfolge Christi unseres Herrn.

Wir stellen unser Bemühen um die Neuevangelisierung unseres Landes unter den Schutz der Gottesmutter Maria, der Patrona Bavariae, und aller Heiligen unseres Landes und erbitten für uns den besonderen apostolischen Segen.

Prof. Dr. Hubert Gindert

gibt, werden immer weniger Mächtige sich zum Herrn über immer mehr Ohnmächtige aufschwingen.

Nein, wir sind nicht im Gestrigen gebunden, aber wir können nicht zustimmen, dass die christlichen Wurzeln der europäischen Tradition abgeschnitten werden. „Ohne Gedächtnis gibt es keine Zukunft“, rief Papst Benedikt den Jugendlichen am vorigen Sonntag in Sulmona (4. Juli 2010) zu. Wir haben in Europa in den letzten vierzig Jahren eine Kultur des Todes geschaffen: Die europäischen Eingeborenen sind zur aussterbenden Rasse geworden. Dass dem Gott des Lebens in der europäischen Verfassung nicht die Ehre gegeben wird, darin sehen wir Ursache und Ausdruck der Kultur des Todes.

Wir sind dankbar, der einen heiligen katholischen Kirche angehören zu dürfen, die seit zweitausend Jah-

Eine Kirche der Sünder, die sich aber von den Sündern der Welt unterscheiden

ren den Menschen den Weg zum ewigen Heil weist. Es ist eine Kirche der Sünder, die sich von den Sündern der Welt nur dadurch unterscheiden, dass sie bereit sind, ihre Sünden zu erkennen, zu bereuen, Buße zu tun und umzukehren. Wo sie das nicht sind, unterscheiden sie sich nicht von der Welt und säkularisieren die Kirche.

In welchem Ausmaß dies heute geschieht, sehen wir am Verfall des Glaubens, am Schwinden der Gläubigen und am Mangel an Priesterberufungen – in dieser Reihenfolge. Nur dort, wo der ganze Glaube angenommen und gelebt wird, kann er aufblühen, nur dort sind die Priesterseminare voll, nur dort gibt es Nachwuchs in Ordensgemeinschaften. Warum wird die Erfahrung in den geistlichen Aufbrüchen der Weltkirche nicht in Pläne der Neuevangelisierung umgesetzt? Mit weltlichen Organisationsmaßnahmen ist die Kirche nicht zu retten.

Dass das Schiff der Kirche noch nicht untergegangen ist, liegt daran, dass über zweitausend Jahre immer wieder aus Sündern Heilige und Mär-

tyrer werden, im letzten Jahrhundert mehr als je zuvor. Sie sind die Blutspender der Kirche, oft im wahrsten Sinne des Wortes. Die Kirche wird

Warum das Schiff Kirche noch nicht untergegangen ist

nicht untergehen, denn Jesus Christus ist ihr Haupt und die Kirche sein Leib.

Wir alle sind zur Heiligkeit berufen. Die Sakramente der Kirche, insbesondere die Beichte, die Eucharistie, das Ehesakrament sind Brunnen der Gnade, aus denen wir in unserem Alltag schöpfen können. Wir haben einen lebendigen Gott, der uns in eine lebendige Liebesbeziehung einlädt. Wer liebt, der hat Zeit für den anderen, der spricht mit der geliebten Person. Das gilt auch für Gott. Wir nennen es Gebet.

Es gibt keine Predigt, keine Rede, kein Schreiben des Heiligen Vaters, in dem er diese Einladung in die persönliche Beziehung zu Jesus Christus nicht immer wieder neu ausspricht,

Eingeladen zu einer lebendigen Liebesbeziehung

wissend, dass nur der Heilige Geist dies bewirken kann. Der heilige Paulus formuliert es so: „Keiner kann sagen: Jesus ist der Herr!, wenn er nicht aus dem Heiligen Geist redet.“ (1 Kor 12,3)

Wir werden diese Nähe zu Jesus Christus brauchen. In vielen Ländern der Welt werden Christen bis aufs Blut verfolgt. Bei uns beginnen Ausgrenzung, Schmähung, Gewissenskonflikte im Beruf, der Griff der Mächte der Welt nach den Kindern und Jugendlichen. Wir werden nur dann bereit sein und die Kraft haben, Opfer zu bringen, wenn wir im Innersten erkannt haben, dass wir ohne Jesus Christus nicht leben können. Er ist der Weg, die Wahrheit und das Leben. Nur Er wird uns durch die Zeit der großen Not tragen, die vor uns liegen könnte.

Papst Benedikt hat in seiner ersten Predigt als Papst eine Bitte an uns gerichtet. Sie lautet: „Liebe Freunde! Betet für mich, dass ich euch – die heilige Kirche, jeden einzelnen und alle zusammen – immer mehr lieben lerne. Betet für mich, dass ich nicht furchtsam vor den Wölfen fliehe. Beten wir für einander, dass der Herr uns trägt und dass wir durch ihn einander tragen lernen.“

Der Papst flieht nicht vor den Wölfen. Manchmal scheint es, als wäre er von ganzen Rudeln umstellt. Wir danken dir dafür, Heiliger Vater. Wir beten für dich.

Wir bitten auch unsere Bischöfe, uns vor den Wölfen zu schützen, denn – wie im ersten Petrusbrief zu lesen – „unser Widersacher, der Teufel, geht wie ein brüllender Löwe umher und sucht, wen er verschlingen kann.“ (1 Petr 5,8) Wir brauchen Hirten, an deren Sein, deren Wort und deren Handeln wir Jesus erkennen können; Hirten, die vorbehaltlos

Hirten, die mehr Gott fürchten als die Medien

hinter dem Papst stehen, damit auch wir vorbehaltlos hinter ihnen stehen können; Hirten, die uns vor Irrlehrern bewahren, welche uns auf den breiten Weg führen und verbergen, dass er ins Verderben führt. Wir brauchen mutige Hirten, die Gott mehr fürchten als die Medien.

Wir wissen, dass in der heutigen Zeit von uns allen, von unseren Bischöfen und Priestern und vom ganzen Volk Gottes die Bereitschaft verlangt wird, mit Christus und für Christus zu leiden. Jesus hat uns darüber nicht im Unklaren gelassen. Er sagt: „Wenn die Welt euch hasst, dann wisst, dass sie mich schon vor euch gehasst hat.“ (Joh 15,18)

Würde es unsere Kirche wirklich stärken, wenn die Ehelosigkeit der Priester aufgegeben würde? Oder wird die Kirche nur dann neu erstarren, wenn das Volk Gottes, die Priester und die Gläubigen, stark genug sind, die Reinheit des Herzens und die Keuschheit zu leben, um den Hö-

henweg der Liebe zu gehen, zu dem Gott uns berufen hat? Wir danken jedem Priester, der Zeugnis dafür gibt, in der Ganzhingabe an die Liebe Jesu

**Stark werden für
den Weg, auf den
Gott ruft**

Christi Erfüllung zu finden und daraus die Kraft zu schöpfen, „alles“ (1 Kor 9,22) zu sein. Wir danken jedem Priester, jedem Bischof, dem Papst, der uns vorausgeht auf dem schmalen Weg, denn nur er führt ins Himmelreich.

Zum Schluss möchte ich Ihnen noch eine Anekdote erzählen von meiner persönlichen Begegnung mit Kardinal Ratzinger. Es war im Jahr 2002 beim Kongress Freude am Glauben in Fulda, bei dem wir uns hoffentlich dieses Jahr Ende August wiedersehen. Kardinal Ratzinger hatte die Abschlussmesse zelebriert. Am Abend gab es ein festliches Abendessen zu seinen Ehren, an dem ich teilnehmen durfte. Es wurden Tischreden gehalten. Mir schoss eine Idee in den Kopf, was ich gern sagen wollte. Mit klopfendem Herzen schlug ich mit dem Löffel an mein Glas und stand auf. Ich sagte: „Ich gehöre zu der Generation, die Autorität systematisch zertrümmert hat. Ich bin dankbar, dass ich nun zu einer Kirche gehören darf, deren führende Männer ich lieben kann. Ich habe nur eine Sorge: Wer wird der nächste Papst?“

Eigentlich wollte Kardinal Ratzinger endlich in seinem Haus in Pentling Bücher schreiben. Gott wollte es anders: Er hat dem Bären des Korbianian die größte Last auferlegt, die er überhaupt zu vergeben hat: Das Amt des Petrus, und hat ihm außerdem die Kraft geschenkt, das Buch über Jesus zu schreiben, auf dessen zweiten Band wir mit Freude warten.

Lieber Heiliger Vater, wir danken dir dafür, dass du das Licht Christi in der Finsternis dieser Welt leuchten lässt.

Gott schütze Papst Benedikt! Gott segne den Heiligen Vater und unsere Kirche! □

Den rechten Weg in die Zukunft finden

Der Papst zu den Vorgängen im Bistum Augsburg

Nach der Audienz von Bischof em. Walter Mixa beim Heiligen Vater in Rom am 1. Juli hat der Hl. Stuhl eine Erklärung über die Ergebnisse des Gesprächs und über Hoffnungen und Bitten des Heiligen Vaters veröffentlicht. Hier die Erklärung im Wortlaut (nach kath.net)

Der Heilige Vater hat am 1. Juli 2010 den emeritierten Bischof von Augsburg Msgr. Walter Mixa in Audienz empfangen, Der Papst hatte mit Schreiben vom 4. Mai 2010 der Bitte des Bischofs um Entpflichtung von seinen Ämtern als Oberhirte der Diözese Augsburg und als deutscher Militärbischof entsprochen; die Endgültigkeit dieser Entscheidung wurde in der Audienz nochmals bestätigt.

Bischof Mixa wird sich zu einer Zeit des Schweigens, der Sammlung und des Gebets zurückziehen und nach einer Periode der Heilungen und der Versöhnung wie andere emeritierte Bischöfe für Aufgaben der Seelsorge im Einvernehmen mit seinem Nachfolger zur Verfügung stehen.

Bischof Mixa hat betont, dass er seinen bischöflichen Dienst immer gern und gewissenhaft zu erfüllen sich mühte. Er hat aber auch in aller Ehrlichkeit und Demut sein Bekenntnis bekräftigt, dass er Fehler und Irrtümer begangen hat, die zu einem Vertrauensverlust führten

und den Rücktritt unvermeidlich werden ließen.

Er hat erneut für all seine Fehler um Verzeihung gebeten, bittet aber zu Recht auch darum, dass man über seinen Fehlern das Gute, das er getan hat, nicht ganz vergessen möge.

Der Heilige Vater hat die Hoffnung ausgedrückt, dass die Vergebungsbitte auf offene Ohren und Herzen stoße. Nach einer Zeit oft maßloser Polemik wünscht er sich Versöhnung, ein neues Sich-Annehmen in der Gesinnung der Barmherzigkeit des Herrn und im gläubigen Sich-Anvertrauen an seine Führung.

Er bittet vor allem auch die Mitbrüder im bischöflichen Amt, Bischof Mixa mehr als bisher ihre freundschaftliche Nähe, ihr Verstehen und ihre Hilfe zur Findung der rechten Wege spüren zu lassen. Alle Gläubigen der Diözese Augsburg bittet der Papst, neu aufeinander zuzugehen und den Bischof offenen Herzens anzunehmen, den er als Nachfolger von Bischof Mixa bestellen wird.

Die Welt wartet in einer Zeit der Gegensätze und der Unsicherheit auf das gemeinsame Zeugnis der Christen, das sie von ihrer Begegnung mit dem auferstandenen Herrn her zu geben vermögen, indem sie einander wie der ganzen Gesellschaft helfen, den rechten Weg in die Zukunft zu finden. □

Überraschend schnell hat der Papst den neuen Bischof für das Bistum Augsburg ernannt: den bisherigen Bischof von Görlitz Dr. Konrad Zdarsa, 66 Jahr alt. Er wird am 23. Oktober in das neue Amt eingeführt. Sein Wahlspruch: „Ipse enim est pax nostra“ – „Denn er ist unser Friede“ (Eph. 2,14). Hier einige Sätze des neuen Bischofs zu bestimmten Stichworten, entnommen seinem Interview für die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ vom 10. Juli 2010:

Aufgabe des Bischofs: „Bei der Vielgestaltigkeit der Kirche von

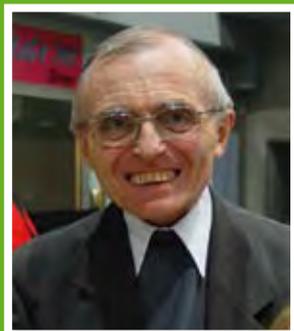
Augsburg doch immer wieder die notwendige Nähe zu den Menschen zu gewinnen... Ich werde auf die Menschen zugehen und das Gespräch suchen; dem Willen des Heiligen Vaters entsprechen und das nach Kräften Mögliche vor allem mit der Hilfe Gottes tun.“

Umkehr: „Das Wichtigste ist die Besinnung auf unsere Wurzeln. Umkehr ist erst einmal wieder vonnöten – bei uns nicht weniger als bei anderen. Und auch nicht bloß in vierzehn Tagen oder alle zwei Monate, sondern jetzt, stündlich,

Schluss auf Seite 268

Ein Drama – und keine Ende?

Religionsunterricht weiter im Argen – wie lange noch?



François Reckinger, geboren 1934 in Differdange (Luxemburg). Priesterweihe 1958 in Luxemburg, Promotion in Theologie 1966 in Paris. Tätigkeit in Pfarrseelsorge und Schuldienst in Luxemburg, später in Köln.

1982-85 Lehrauftrag für Dogmatik und Liturgiewissenschaft am Priesterseminar in Bujumbura (Burundi).

1986-92 Referent für Fragen der Glaubenslehre im Erzbistum Köln, mit gleichzeitiger Seelsorgerätigkeit.

Anschließend im Dienst der Diözese Dresden-Meißen, u. a. ab 1994 als wissenschaftlicher Mitarbeiter des Bischofs, ab 1995 zusätzlich als Pfarrer in St. Marien in Zschopau im Erzgebirge.

Seit 2002 im „aktiven Ruhestand“, seit 2004 als Subsidiar in Geseke St. Cyriakus und St. Marien.

Gründer des „ATK – Arbeitskreis Theologie und Katechese“ (1989, seit 1990 e.V.) Gründungsmitglied des „Forum deutscher Katholiken“, Trägerverein des Kongresses „Freude am Glauben“.

Im Herbst 1994 nahm ich in einem der neuen Bundesländer an einer Priestertagung teil. Es war die Zeit, in der Fachleute aus westlichen Diözesen in den Osten geholt oder punktuell eingeladen wurden, um die dortigen Ortskirchen auf den aktuellen Stand der theologisch-pastoralen Entwicklung des Westens zu bringen. Angesichts der seit den siebziger Jahren herrschenden Glaubensverwirrung konnte es dabei nicht ausbleiben, dass neben manchem Guten auch die schlimmsten Falschlehren importiert wurden. Bei jener Veranstaltung sprach u. a. ein Mitbruder aus dem Westen, der eine entscheidende Rolle bei der Ausarbeitung der Lehrpläne für den neu einzurichtenden schulischen Religionsunterricht spielen sollte. Beim Abendbrot nach dem betreffenden Vortrag bekam ich mit, wie dieser Referent gefragt wurde, welches Religionsbuch er bei seinen Vorschlägen für den Lehrplan im Blick habe. Die Antwort war: Offiziell dürfen wir keines der in Deutschland zugelassenen Bücher vor anderen begünstigen, aber, unter uns gesagt, im Blick habe ich das Werk von *Hubertus Halbfas*.

Ein Gespräch, das ich daraufhin mit einem Bischof zu führen versuchte, hat ebenso wenig erbracht wie alle vorhergehenden und nachfolgenden Bemühungen von mir und anderen, die Rücknahme der Anerkennung dieses Buches zu erreichen. Reinhard Dörner hat in dem von ihm 2005 herausgegebenen Sammelwerk¹ eine ganze Reihe der Autoren noch einmal zu Wort kommen lassen, die bis dahin warnend auf die katastrophale Situation des Religionsunterrichts hingewiesen hatten. Auch hier steht das Halbfas-Buch im Mittelpunkt der Auseinandersetzungen.

Was ich selbst, zuerst persönlich und dann innerhalb des von mir 1989 gegründeten ATK (Arbeitskreis

Theologie und Katechese, seit 1990 e. V.) zu der Frage geäußert habe, darüber habe ich beim Festvortrag zur Vorstellung des 8. und letzten Bandes des Religionsbuches von Weihbischof Laun in Salzburg berichtet. In gekürzter Form ist dieser Vortrag in Kirche heute (1/2010, 20-23) erschienen – ein Auszug davon wurde hier im Fels (2/2010, 60) abgedruckt. Für jene, die dies oder meinen Bericht über die Tätigkeit des ATK in der Januarnummer dieser Zeitschrift von 2008 gelesen haben, ist im Folgenden manches eine Wiederholung, die jedoch angesichts des fortdauernden Missstandes berechtigt erscheint.

Der tonangebende Autor

Halbfas ist ganz schlicht Atheist. Das war schon in dem Band seines Religionsbuches für das zweite Schuljahr zu erkennen, wo er ausführt, „zu Tisch beten“ bestünde darin, zu sehen, was auf dem Tisch steht; es sich schmecken zu lassen; denen zu danken, die das Mahl bereitet haben. Und dann wörtlich: „Das alles fassen wir zusammen, wenn wir ‚Gott‘ sagen“ (54). Wer sich da verwundert die Augen reibt und befürchtet, er hätte falsch verstanden oder es handle sich vielleicht um einen Druckfehler, den kann die „Fundamentalkatechetik“ des Autors von 1968 eines Besseren belehren: „‚Gott an sich‘ gibt es nicht. Gott ist der Grund allen Seins ... Von Gott sprechen heißt, von dieser Welt und dem eigenen Leben sprechen“. Demnach ist es nur logisch, wenn Halbfas gleichzeitig jedes wirkliche Wunder bestreitet (198f; 207). Alle nachfolgenden Bände des Religionsbuches bestätigen diese Diagnose (vgl. Stellungnahme 1.06 des ATK).

Auf die Idee, mich mit diesem und einigen weiteren Religionsbüchern

zu befassen, kam ich 1986, weil ich damals als Referent beim Bischofsvikar für Fragen der Glaubenslehre im Erzbistum Köln von Religionslehrerinnen darauf angesprochen wurde. Meine schriftliche Stellungnahme dazu wurde von meinem Vorgesetzten nacheinander an zwei Bischöfe weitergeleitet, die innerhalb der Bischofskonferenz für diese Art von Fragen besonders zuständig waren. Als mir zwei Jahre später immer noch keine Antwort vorlag, entschloss ich mich, mit Wissen meines Chefs, jedoch in eigener Verantwortung, den Inhalt meines Gutachtens leicht zu ergänzen und als Broschüre zu veröffentlichen², an deren Ende zur Bildung eines Arbeitskreises zwecks Prüfung und Begutachtung weiterer Religionsbücher aufgerufen wurde: die Geburtsstunde des ATK. Auch dazu äußerte kein Bischof ein Wort – und so ist es bis heute geblieben: Die in der Regel jährlichen Zusendungen unserer jeweils neuen Stellungnahmen an alle deutschen Bischöfe und Generalvikare werden zum großen Teil überhaupt nicht, und wenn, dann nur mit Höflichkeitsfloskeln beantwortet, gelegentlich auch – von Bischofsmitarbeitern – unter Berufung auf die Lehrbuchkommission oder auf den jeweils zuständigen Bischofsvikar wie auf eine unfehlbare Instanz. Wenn der mit der Beantwortung beauftragte Ordinariatsmitarbeiter einer von denen ist, die die von uns monierten Positionen vertreten, dann ist das dasselbe, wie wenn ein Bürger beim Innenminister den Polizeipräsidenten anzeigt, dass dieser mit der Mafia zusammenarbeite, und der Minister den Beschuldigten mit der Beantwortung betraut.

Eigene Erfahrungen

Ganz ähnlich erging es die gesamte Zeit hindurch auch mir persönlich. Seit Ende 1985 habe ich für insgesamt sechs Bischöfe, auf Beauftragung bzw. Bitte von deren Seiten hin, Gutachten erstellt. Niemals hat einer von ihnen eines davon beanstandet und behauptet, ich hätte die zu beurteilenden Texte falsch gelesen oder falsch bewertet, indem ich etwas als geltende kirchliche Lehre angesehen hätte, was dies in Wirklichkeit nicht wäre. Soweit Reaktionen der Auf-

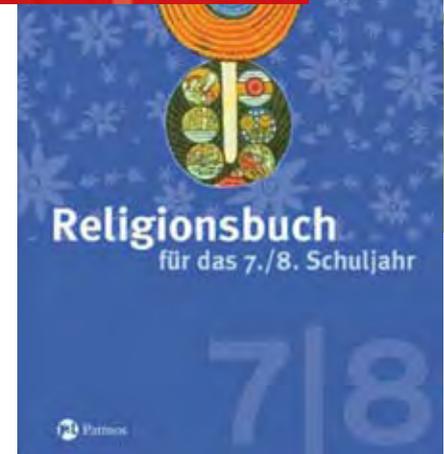
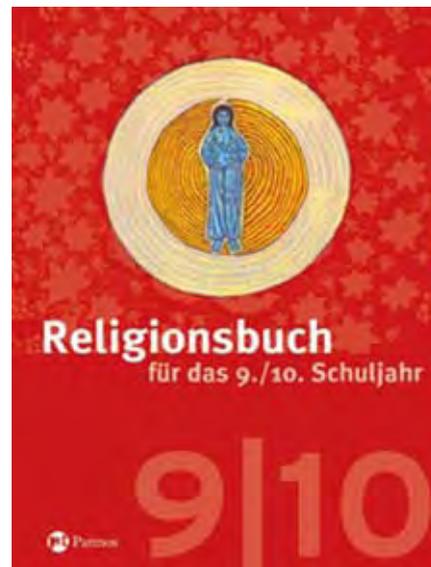
traggeber auf die Gutachten kamen, waren sie regelmäßig positiv. In der Regel wurde auch entsprechend den Gutachten gehandelt, bzw. wurden diese unverändert an die Instanz weitergeleitet, die eine Anfrage an die betreffenden Bischöfe gerichtet hatten (z. B. das Deutsche Liturgische Institut bezüglich anstehender Schritte der Liturgiereform). Ausnahmen gab es nur in „gefährlichen“ Fällen, d. h. wenn den Bischöfen ein bedrohlicher Verhandlungspartner gegenüberstand, wie u. a. Autoren von Religionsbüchern, mit einem Tross von Theologen und Religionspädagogen, ggf. auch mit unbequemen Vertretern von Verlagen im Rücken – das alles dazu im Blick auf die Presse, deren prompte Einschaltung im Ernstfall abzusehen war.

Auf die Veröffentlichung meiner Broschüre von 1989 erfolgte eine Reihe von *heftigen Reaktionen* von Theologen und Religionspädagogen an meine Adresse, teilweise verbunden mit Beschimpfungen und Drohungen. Nachdem ich diese friedlich beantwortet hatte, kehrte Ruhe ein. Seither werden meine Stellungnahmen und die des ATK *totgeschwiegen*, eine Auseinandersetzung mit meiner und unserer sehr detaillierten und differenzierenden Argumentation ist niemals erfolgt. Aus der Erfahrung der heftigen Reaktionen von 1989 heraus ist folgender Abschnitt im ATK-Prospekt entstanden: „Unter all dem, was wir tun können, steht das Gebet an erster Stelle, auch das Gebet für diejenigen, denen wir widersprechen müssen. Daher sind wir Ihnen dankbar, wenn Sie sich uns in dieser Hinsicht anschließen wollen“ – eine Einladung, die ich hiermit gerne an alle Leser weiterreiche.

Ein atheistischer Professor

Atheismus wird nicht nur von Halbfas vertreten, sondern insbesondere auch von *Gotthold Hasenhüttl*, bis zu seiner Emeritierung 2002 Professor für Katholische Dogmatik an

der Universität Saarbrücken. Ihm wurde nicht – wie Halbfas 1967 – die kirchliche Lehrbefugnis am Anfang seiner Hochschullaufbahn entzogen, sondern erst vier Jahre nach seinem Eintritt in den Ruhestand – und auch dies haben wir in der Hauptsache ihm selbst zu verdanken. Am Rande des Ökumenischen Kirchentages 2003 in Berlin feierte er in einer evange-



Die Schulbuchreihe mit erheblichen Defiziten

lischen Kirche einen von ihm so bezeichneten „Abendmahlgottesdienst nach katholischem Ritus“ und lud ausdrücklich katholische und evangelische Christen zur Kommunion ein. Das war ein starkes Stück – und dennoch ein „Kavaliersdelikt“, verglichen mit seinem jahrzehntelangen Dozieren von „Katholischer Theologie“ als Atheist, im atheistischen Sinn. Als Sanktion erfolgte 2003 jedoch lediglich die Suspendierung von der Ausübung des Priesteram-

tes wegen seines Husarenstückes in Berlin. Wohl um noch weiter zu provozieren, legte er gegen diese Sanktion Berufung in Rom ein – für die Glaubenskongregation ein Anlass, sich mit seiner Person und seiner Lehre insgesamt zu befassen. Das Ergebnis war, wie es anders nicht sein konnte. Erst auf den entsprechenden Bescheid aus Rom hin wurde dem Beschuldigten durch den Trierer Bischof die kirchliche Lehrbefugnis entzogen. Dabei waren seine Positio-

O Gott,
die Zeit ist voller Bedrängnis.
Die Sache Christi liegt
wie im Todeskampf.
Und doch – nie
schritt Christus
mächtiger durch
die Erdenzeit,
nie war sein Kommen
deutlicher,
nie seine Nähe spürbarer,
nie sein Dienst köstlicher
als jetzt.
Darum lasst uns in diesen
Augenblicken des Ewigen
zwischen Sturm und Sturm
in der Erdenzeit
zu ihm beten:
O Gott, Du kannst das
Dunkel erleuchten,
Du kannst es allein.

Kardinal Henry Newman

nen seit seinen frühen Publikationen (Herrschaftsfreie Kirche, 1974; Kritische Dogmatik, 1979; Einführung in die Gotteslehre, 1980) in Fachkreisen allgemein bekannt. Der Dogmatiker Franz Courth bezeichnete seine Lehre in der *Trierer Theologischen Zeitschrift* 1980 (S. 293-317) als „vollzogene Selbstauflösung“ der katholischen Theologie und der Kir-

che. Dennoch durfte der vom Glauben öffentlich Abgefallene äußerlich-rechtlich gesehen weitermachen und über Jahrzehnte hin Studenten und durch diese Kinder und Jugendliche zum Unglauben verleiten – eine Verweigerung bischöflicher Pflichterfüllung, die nicht zu begreifen ist.

Firmvorbereitung als Verführung zum Bösen

Atheismus – in diesem Fall verbunden mit Selbstvergötterung – wird ebenso gelehrt in dem Buch „Menschen – Leben – Träume. Der Firmkurs“ von F. Reintgen und K. Vellguth, Freiburg i. Br. 2001 (Neuausgabe 2009). In der vom ATK untersuchten Erstausgabe heißt es lapidar: „Ich sah meinen Gott mit dem Auge des Herzens. Ich fragte: ‚Wer bist du?‘ Er antwortete: ‚Du selbst!‘“ (36). Dem entspricht die Ablehnung von Offenbarung, die Gleichstellung aller Religionen, der Ruf nach einer Kirche, die nicht katholisch, sondern kreativ-revolutionär sein soll; die Verhöhnung u. a. von Jungfraueingeburt, Beichte und christlicher Morallehre. Empfohlen werden dagegen Onanie und Kondom. Vollends im Sinn des Widersachers will das Buch die von ihm Verführten in die Unbußfertigkeit bis zum Tod einmauern, indem es den letzten Tag im Leben angefüllt sieht mit Haschisch-Rauchen und Geschlechtsverkehr mit dem „Freund“ (36; vgl. Stellungnahme 3.05 des ATK). Dass ein solches Werk seit Jahren von dem führenden unter den von früher her als katholisch bekannten Verlagen massenweise verbreitet werden konnte und Bischöfe immer wieder Jugendliche gefirmt haben, die in diesem Sinn vorbereitet worden waren, ist ein nie dagewesener Skandal, der deutlich macht, wie weit der von Papst Paul VI. festgestellte „Rauch Satans“ innerhalb der Kirche inzwischen fortgeschritten ist.

Einübung in die sexuelle Anmache

Etwas weniger plump, doch kaum minder wirksam wird dasselbe Geschäft von der Schulbuch-Reihe

„Religion vernetzt“, München 2004-2008, betrieben. Hier wird kein Atheismus gelehrt, doch dem einen Gott wird an einer Stelle eine „Göttin“ entweder an die Seite gestellt, oder er selbst wird mit diesem Begriff ins Heidnisch-Mythologische hinein verundeutlicht. Gleichzeitig wird die Paradiesesschlange – für die gesamte christliche Tradition aufgrund von Offenbarung 12 Symbol des Teufels – zu einer „Heilkraft der Göttin“ ins Positive umgedeutet (Jg. 8, 23). „Böse Geister“ und „Dämonen“ werden zwischen Anführungszeichen gesetzt und sollen demnach nicht existieren (5, 93) – die Esoterik dagegen wird gegen Pauschalkritik in Schutz genommen, und vom Okkultismus heißt es, dass lediglich manche der dabei beobachteten Vorgänge sich wissenschaftlich erklären ließen (8, 110). Sich mit den möglicherweise nicht erklärbaren Phänomenen abzugeben, davor wird keineswegs gewarnt. Da es ja angeblich keine „bösen Geister“ geben soll, wird demnach mit der Möglichkeit des Auftretens von „guten“ oder wenigstens „neutralen“ Geistern gerechnet. In Wirklichkeit aber gibt es nach christlicher Lehre keine guten Geister, die man herbeirufen oder herbeimanipulieren könnte, und es existieren keine neutralen Geister: Engel und verstorbene Menschen sind entweder in der Seligkeit oder im Läuterungszustand und wirken dann allenfalls auf Gottes Anweisung in die sichtbare Welt hinein. Sollte es sich daher bei einer wissenschaftlich nicht erklärbaren Reaktion auf das Herbeirufen von Geistern nicht um Betrug oder Illusion handeln, wäre der Redende kein guter und kein neutraler Geist, sondern einer von der Gegenseite.

Im Übrigen weiß das Buch nichts von einer Pflicht des Gehorsams, es wiegelt im Gegenteil die Schüler auf: gegen langweilige Schulstunden, gegen die Forderung von Disziplin und Konzentration; gegen das Ansinnen des Helfens zu Hause und der Achtung vor dem Alter – ja sogar gegen die Regel, dass man über ein Gebrechen nicht lacht.

Dass Abtreibung und homosexuelle Betätigung nach kirchlicher Lehre Sünde sind, wird kurz dokumentiert – doch zur Ersteren wird empfohlen, Experten einerlei welcher weltanschaulichen Ausrichtung zu Vorträgen darüber einzuladen;

und hinsichtlich der Homo-Praxis heißt es, dass die diesbezügliche kirchliche Position „in der modernen Gesellschaft umstritten“ sei. Darauf folgt eine Abbildung, die die gleichgeschlechtliche Umarmung feiert und den Titel „Geborgenheit“ trägt. Zudem werden die Schüler aufgefordert, nicht nur einen Liebesbrief Adams an Eva zu verfassen und vorzulesen, sondern auch innerhalb der Religionsstunde Paare zu bilden und einander sexuell anzumachen – wobei es aufgrund des Zahlenverhältnisses notgedrungen auch zur Bildung gleichgeschlechtlicher Paare kommt. Hier wird die Lehre unserer Kirche demnach nicht vertreten, sondern vorgeführt, verleugnet und verraten (s. die Stellungnahme 1.15 des ATK).



Deutscher Schulbuchpreis: (v. l.) Maria Prügl (Referentin der Erzdiözese Salzburg), Weihbischof Andreas Laun, Ingeborg Obereder (Erzdiözese Salzburg), Wolfram Ellinghaus (Vorsitzender LDEZ) und Horst Obereder (Erzdiözese Salzburg).

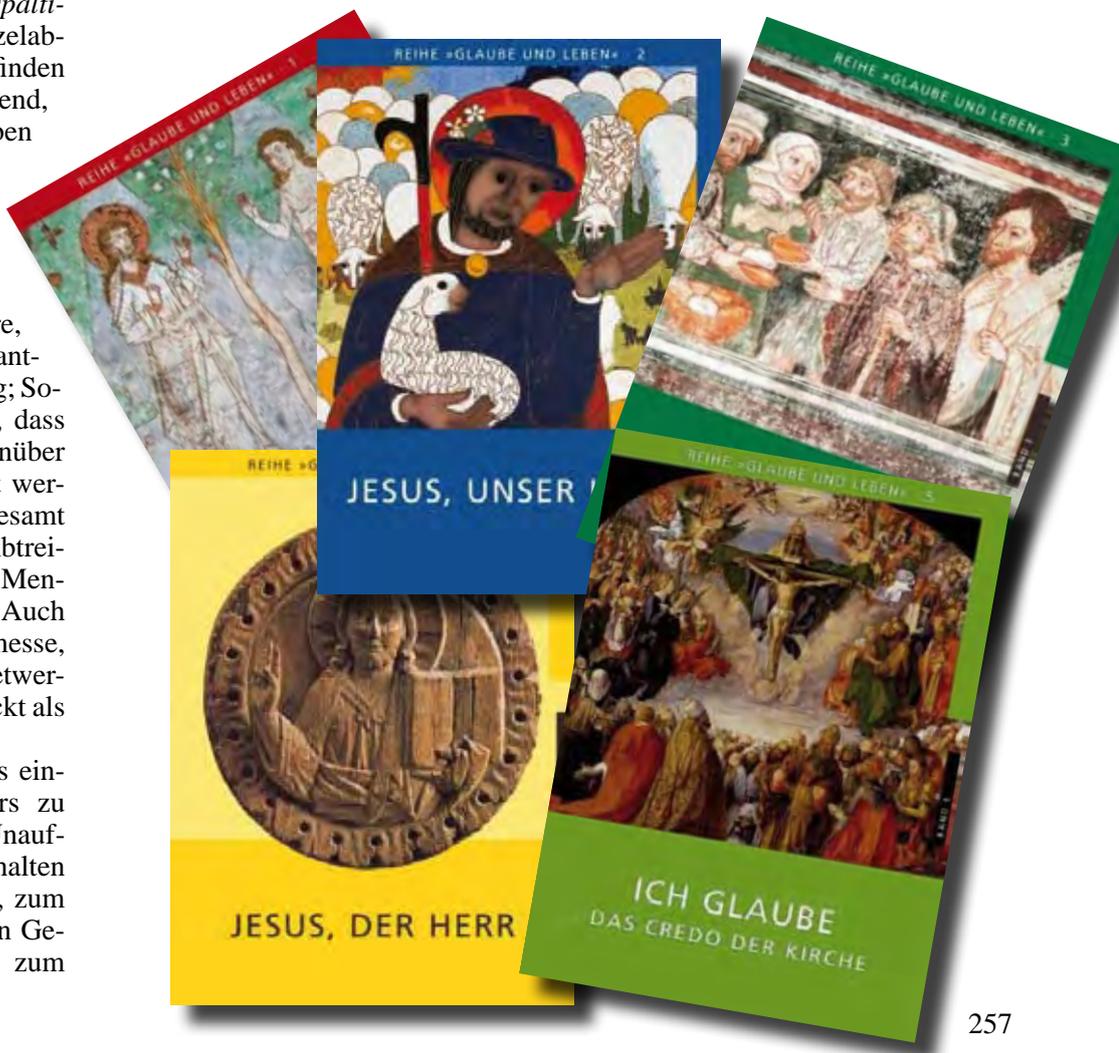
Neue Stellungnahme des ATK

Zuletzt haben wir uns mit der Lehrbuchreihe „Religion-Sekundarstufe I. Grundfassung“ (Zeit der Freude; Wege des Glaubens; Zeichen der Hoffnung) von Werner Trutwin, Neuauflage, 2006-2007, befasst. Dabei sind wir zu einem *zwiespältigen Urteil* gelangt. Viele Einzelabschnitte und Themeneinheiten finden wir gut, einzelne gar hervorragend, insbesondere viele Sachangaben zu Bibel und biblischer Zeitgeschichte sowie zu großen Gestalten aus Bibel und Kirchengeschichte.

Gefallen haben uns ebenso manche Themen der Morallehre, wie die über Freiheit und Verantwortung; Umweltverantwortung; Sozialmoral. Angenehm fällt auf, dass die Pflichten der Kinder gegenüber den Eltern benannt und erklärt werden; dass die Esoterik als insgesamt abzulehnen erscheint und die Abtreibung unter die Verstöße gegen Menschenrechte gerechnet wird. Auch die Teilnahme an der Sonntagsmesse, trotz der Gefahr des Verspottetwerdens durch andere, wird geschickt als Gewissensfrage nahegebracht.

Erstaunlich gut erscheint das eindeutige Bekenntnis des Autors zu der von Jesus verkündeten Unauflöslichkeit der Ehe, zum Festhalten daran in der Praxis der Kirche, zum Warten mit der vollen sexuellen Gemeinschaft bis zur Ehe sowie zum

Die vom Salzburger Weihbischof Andreas Laun und dem „Referat für Ehe und Familie“ der Erzdiözese Salzburg herausgegebene Religionsbuchreihe „Glaube und Leben“ (pro Schulstufe drei Lehrbücher) wurde mit dem „Deutschen Schulbuchpreis 2003“ ausgezeichnet. Die Bücher seien „ein Erfolg versprechender Versuch, den Kindern Gottvertrauen und damit das Gefühl der Geborgenheit auch in dieser Welt zu geben und ihnen die in unserer Gesellschaft dringend benötigten christlichen Werte und Normen zu vermitteln“, lautete die Begründung der Jury. Kath.net



männlichen und weiblichen Zölibat. Nahegebracht werden die beiden letztgenannten Entscheidungen durch ein Foto von einer jungen, schelmisch lächelnden, handytelefonierenden Ordensschwester, neben dem Zeugnis einer ehewilligen Neunzehnjährigen, die sich hinsichtlich der vorehelichen Beziehungen nach der Bibel und nach der aus den USA stammenden Maxime „Just say no!“ richtet: ein Beispiel unter vielen, wie der Autor wichtige und für viele schwer zu akzeptierende Inhalte geschickt und originell aufzubereiten weiß.

Natürliche Gotteserkenntnis und Zeugnis der Wunder

Kaum zu glauben sind angesichts dessen massive Fehlaussagen zu anderen Punkten, die ebenso eindeutig zur Lehre unserer Kirche gehören. So etwa erscheinen die Ausführungen zur Erkennbarkeit der Existenz Gottes mittels der menschlichen Vernunft bestenfalls inkonsequent, eher jedoch ablehnend als zustimmend. Dass der Mensch grundsätzlich fähig ist, das Dasein des einzigen Gottes aus der Betrachtung der Welt heraus mit Sicherheit zu erschließen, wurde vom Ersten Vatikanischen Konzil aufgrund der Bibel (Weish 13, 1-9; Röm 1, 19-23) und der gesamten kirchlichen Überlieferung höchstverbindlich verkündet. Dasselbe gilt für die Wahrheit, dass Jesus als Messias und Sohn Gottes vom Vater „beglaubigt (wurde) durch machtvolle Taten, Wunder und Zeichen“ (Apg 2, 22³). Auch in diesem Punkt ist die kirchliche Überlieferung ebenso eindeutig,⁴ und gegenüber der rationalistischen Bestreitung seit dem 18. Jh. hat wiederum das Erste Vatikanum höchstverbindlich festgestellt, dass durch Wunder „der göttliche Ursprung der christlichen Religion gültig bewiesen“⁵ ist. Dieser Lehre wird von Trutwin formell widersprochen. Als Begründung dafür, dass Wunder keine Beweise sind, wird angeführt, dass das Neue Testament von Menschen berichtet, die Wunder gesehen und dennoch nicht an Jesus geglaubt haben (2, 93). Diese Argumentation setzt voraus, dass wirkliche Beweise in jedem Fall zwingend seien. Das trifft jedoch offensichtlich nicht zu.

Denn sobald das, was bewiesen wird, einen Menschen existenziell betrifft, bleibt der Betreffende auch solchen Argumentationen gegenüber frei, die von anderen Personen eindeutig als gültige Beweise angesehen werden. Eine wichtige Sparte des gesellschaftlichen Lebens, die Justiz, handelt nach dieser Erkenntnis, indem sie Richter, die zu einem Angeklagten eine persönliche Beziehung haben, für „befangen“ erklärt und von der Führung des entsprechenden Prozesses ausschließt.

Angesichts der intelligenten Ausführungen des Autors zu anderen Themen hätte man es kaum für möglich gehalten, dass er zu dieser Frage Behauptungen aufstellen könnte wie folgende: Wunder könnten nicht als unwiderlegbare Beweise dafür gelten, dass Jesus der Sohn Gottes ist, denn: „Die Bibel sagt, dass auch andere Menschen Wunder gewirkt haben, ohne Sohn Gottes zu sein, z. B. Mose, Elija oder Petrus“ (2, 93). Nie hat die Überlieferung oder die ihr folgende Theologie behauptet, die Gottheit Jesu sei durch sein Wunderwirken an sich schon erwiesen, sondern immer nur durch dieses in Verbindung mit seinem *Anspruch*, den Stellenwert Gottes einzunehmen, beginnend etwa bei seiner Erklärung: „Wer Vater und Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert“⁶. Einen solchen Anspruch hat nie jemand gestellt, von dem glaubhaft berichtet wird, dass er Wunder gewirkt hat. Der von Trutwin erwähnte Petrus hat vielmehr seine Wunder ausdrücklich als Bestätigung des Anspruchs Jesu gewirkt. Von dieser Sinnggebung her dienen alle innerhalb der Kirche geschehenden Wunder primär immer demselben Zweck: Jesus als Sohn Gottes zu erweisen und zu verherrlichen.

Umgang mit den heutigen Wundern.

Die in der Kirche geschehenden und von ihr überprüften Wunder stellen im Übrigen den kaum widerlegbaren Grund dar, warum auch die im Neuen Testament berichteten Wunder als real aufzufassen sind. Über die kirchlichen Wunder und ihre Untersuchung, vor allem an Wallfahrtsorten und bei den Heiligsprechungsverfahren, schweigt sich das

Lehrbuch jedoch aus. Nur an einer Stelle ist in diesem Zusammenhang von Lourdes die Rede – und da wird in ganz übler Weise Desinformation betrieben. In einer einleitenden Sammlung von disparaten Sätzen zum Begriff des Wunders, unter der Überschrift „Wunder oder nicht?“, heißt es u. a.: „Lene (54) leidet seit zwei Jahrzehnten an Schlafstörungen. Sie fährt ... (nach) Lourdes. Dort wird sie geheilt“ (2, 90). Damit wird wirksam suggeriert, dass es sich bei den Wundern von Lourdes allgemein oder doch vorwiegend um Heilungen *von dieser Preislage* handelt. Statt dessen wäre unmissverständlich klarzustellen, dass bei den dortigen Untersuchungen von vornherein alle Heilungen von Krankheiten ausgeschlossen werden, von denen bekannt ist, dass sie irgendwo auf der Welt mit psychotherapeutischen Methoden erfolgreich behandelt werden.

Zu den heutigen Wundern gehören nicht nur Heilungen, sondern gelegentlich auch *Naturwunder*. So etwa die Tatsache, dass im Jahr 2000 in Brasilien ein Kind im Mutterleib auf Gebet hin 16 Wochen lang ohne Fruchtwasser überlebt hat und gesund zur Welt kam. Ein Heilungswunder war das nicht, denn vom ständig sich wiederholenden Verlieren allen Fruchtwassers, das man ihr ärztlicherseits zu beschaffen versuchte, wurde die Mutter gerade nicht geheilt. Das Ereignis ist dokumentiert in „Fons Vitae“, der internationalen Ärztezeitschrift von Lourdes.⁷ Es handelt sich jedoch nicht um ein Lourdes-Wunder, die Rettung von Mutter und Kind wurde vielmehr im Blick auf die Heiligsprechung der Ärztin Gianna Beretta-Molla erbeten, erlangt und anerkannt.

Zur Realität der neutestamentlichen Wunder

Nachdem Trutwin mit seinem erdachten Beispiel einer Heilung von Schlafstörungen und mit seinem Verschweigen der echten heutigen Wunder die entgegenstehenden Fakten ausgeräumt hat, kann er darangehen, die Wunderberichte des Neuen Testaments in platt-rationalistischer Manier entsorgen: Es seien einfach „Geschichten“, so lässt er den Evan-

gelisten Lukas den Schülern erklären. Das Wandeln Jesu über den stürmischen See meine lediglich, „dass wir Jesus in allen Stürmen des Lebens vertrauen dürfen“; und Blinde, die geheilt werden, bedeuteten Menschen, „die Gott nicht sehen können“ (1, 119). Viele Wunderberichte seien „Glaubenserzählungen, die sagen, dass Jesus auferstanden ist ... Das gilt vor allem für die neun Texte, in denen die Gesetze der Natur außer Kraft gesetzt sind, z. B. Gang auf dem Wasser, Seesturm, Weinwunder ... und drei Totenerweckungen“. Diese Texte zeigten lediglich, „was der Auferstandene bewirkt und was Auferstehung für die Glaubenden bedeutet ...“ (2, 91; ähnlich 3, 13: Auferweckung des Lazarus als „Bildgeschichte“).

Dazu ist zu sagen, dass für die gesamte christliche Überlieferung die Durchbrechung der Naturgesetze zu jeglichem Wunder im eigentlichen Sinn des Wortes gehört⁸. Statt „Durchbrechung“ kann man dazu auch „Überschreitung“ oder „Indienstnahme“ der Naturgesetze durch Gott sagen. Und es ist hilfreich, darauf hinzuweisen, dass in einem gewissen Sinn selbst wir Menschen eine solche Überschreitung zu bewirken vermögen und es täglich auch tun. Wasser z. B. läuft nach Naturgesetz immer den Berg hinunter, kaum jemals hinauf, jedenfalls nicht in sinnvoller und wohltuender Weise, sondern viel eher in sinnzerstörender Weise, etwa bei einem Tsunami. Wir Menschen aber nehmen es in Dienst, so dass es auch höher gelegene Felder fruchtbar macht und selbst auf der obersten Etage eines Wolkenkratzers das Duschen ermöglicht. Auf einer solchen Indienstnahme der Naturgesetze beruht das gesamte Kulturschaffen des Menschen. Das ist keine „Vergewaltigung“ der Naturgesetze, vielmehr entspricht es offenbar ih-

rem innerweltlichen Daseinszweck. Ihre höchste Berufung aber ist es, von Gott in Dienst genommen zu werden, um seine Offenbarung in Jesus Christus mit höchster Glaubwürdigkeit zu bezeugen.

Der dargestellten „Entsorgungsmethode“ fallen konsequenterweise auch die beiden Wunder zum Opfer, die zum Erlösungswerk selbst gehören und deswegen im Glaubensbekenntnis erscheinen: Jungfrauengeburt und Auferstehung des Herrn. Angesichts der intellektuellen Verrenkungen, die notwendig sind, um einer solchen Wegdeutung einen Anschein von Plausibilität zu geben, verwundert es, wenn derselbe Autor andere Berichte, die anerkanntermaßen legendären Charakters sind, in einer Art wiedergibt, die zur Leichtgläubigkeit verleiten kann – so insbesondere die angebliche Kreuzigung des Petrus mit dem Kopf nach unten.

Weitere Kritikpunkte unsererseits betreffen u. a. Realitätscharakter und Funktion von Engeln und Dämonen; Marginalisierung des Themas Opfer im Alten Testament und dessen völliges Unterschlagen im Neuen, in Bezug auf Letztes Abendmahl, Tod Jesu und Eucharistiefeier; schließlich eine deutliche Schiefelage hinsichtlich der Lehre von der Kirche und der Ökumene.⁹

Eine vollständigere Untersuchung dieses Lehrbuchs wird, so hoffen wir, zum Kongress „Freude am Glauben“, vom 27.-29. August in Fulda, am Schriftenstand des ATK vorliegen und anschließend auf unserer Homepage (www.atk-home.de) abrufbar sein. Das abschließende Urteil wird nur lauten können, dass trotz seiner vielen guten bis hervorragenden Abschnitte, wegen der erwähnten und einiger weiterer Fehlleistungen, die Erteilung der Zulassung für dieses Werk mit Sicherheit unberechtigt war. □

Dekret über die christliche Erziehung (2. Vatikanisches Konzil)

In der Erfüllung ihrer Erziehungsaufgabe ist die Kirche um alle geeigneten Hilfsmittel bemüht, besonders um jene, die ihr eigentümlich sind. Zu ihnen gehört als erstes die katechetische Unterweisung: sie erleuchtet den Glauben und stärkt ihn, sie nährt das Leben im Geiste Christi, führt zum bewussten und aktiven Mitvollzug des Mysteriums der Liturgie und ermuntert zur apostolischen Tat. Aber auch die anderen zum gemeinsamen menschlichen Erbe gehörenden Hilfsmittel, die zur Bildung des Geistes und zur Formung des Menschen sehr viel beitragen, schätzt die Kirche hoch und sucht sie mit ihrem Geiste zu durchdringen und zu vervollkommen; so etwa die Kommunikationsmittel der Gesellschaft, die verschiedenen der geistigen und körperlichen Ertüchtigung dienenden Vereinigungen, die Jugendgemeinschaften und vor allem die Schulen.

¹ Wie sollen sie an den glauben, von dem sie nicht gehört haben? (Röm 19, 14b). Der Kampf um den Religionsunterricht, Dokumentation. Verlag des Initiativkreises katholischer Laien und Priester im Bistum Münster e. V., Gescher 2005.

² Verfälschung des Glaubens. Was derzeit alles in Religionsbüchern steht, Stein am Rhein 1989; ² 1990.

³ Eine lange Liste weiterer Stellen aus dem neuen Testament: s. F. Reckinger, Wenn Tote wieder leben. Wunder: Zeichen Gottes oder PSI?, Aschaffenburg 1995, 43-45.

⁴ Zeugnisse aus d. 1. Jahrtausend ebd. 46f.

⁵ Denzinger/Hünemann, Enchiridion Symbolorum, Nr. 3026.3033 (eigene Übersetzung).

⁶ Mt 10, 37; weitere Stellen: wie oben Anm. 3, 41.

⁷ Nr. 294, April 2006, 21f.

⁸ Belegstellen bei christlichen Autoren vom 2.-13. Jh.: wie oben Anm. 3, 39f.

⁹ Auf letzteren Punkt hat der „Arbeitskreis von Katholiken im Raum Frankfurt“ am 10.10.2009 in einem Brief an den Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz hingewiesen (www.katholikenkreis.de).

Franz Salzmacher:

Die fallende Maske von Sultan Erdogan

Die Türkei wendet sich vom Westen ab und islamistischen Staaten und Strömungen zu

Noch wollen manche Politiker in Europa es nicht wahrhaben, aber die Türkei entfremdet sich zusehends vom alten Kontinent und auch von ihren eigenen Wurzeln der Moderne. Sie wird islamisch und diese Entwicklung war abzusehen. Sie hat zu tun mit der Demographie und der Religion gleichermaßen. Sie offenbart das wahre Gesicht der Türkei, die Maske von Sultan Erdogan fällt.

Als die Republik 1923 von Kemal Atatürk gegründet wurde, zählte die Türkei 14 Millionen Einwohner. Heute sind es gut 75 Millionen. Das Bevölkerungswachstum findet vor allem auf dem Land statt, in Anatolien, wo die Laizität, eine Säule des Kemalismus und der modernen Türkei, nie Wurzeln schlug. Ab 1970 begann eine Landflucht, es entstanden die großen Städte, Istanbul wucherte zu einer 20-Millionen-Megapolis heran, das Dorf Ankara wuchs auf fünf Millionen. Auf dem Land stimmten die Bauern und ihre Söhne brav für die etablierten Parteien des Kemalismus oder für die liberale und religiöse Rechte. In der Stadt verloren sie diese Gewohnheit, entwurzelt begannen sie für extreme Parteien zu stimmen, entweder für neo-islamistische oder auch national-islamistische des Necmetin Erbakan oder auch die ultra-nationalistischen des Alparslan Türkeş. Bei den Wahlen 1987 kamen diese Gruppen gerade mal auf 10 Prozent der Stimmen, vier Jahre später waren es schon 17 Prozent, 1995 dann fast dreißig, 1999 schon 35 und 2002 mit 54 Prozent bereits mehr als die Hälfte der Stimmen. 2007 schließlich votierten zwei Drittel der Türken für die extremen Parteien, die Islamisten holten allein 48,9 Prozent. 1987 hatten sie mit sieben Prozent angefangen, seit 1993 werden alle größeren Städte von einem islamistischen Bürgermeister regiert. Mit Erdogan hat die Türkei

seit acht Jahren einen islamistischen Regierungschef.

Dennoch glauben viele Europäer noch an die kemalistische Macht in der Türkei. Aber die Armee ist weitgehend gesäubert und vor allem in den unteren Offiziersrängen islamistisch angepasst. Und es war nur eine

dem Iran keine weitere Beachtung gefunden hatte. Das mag für Brasilien gelten. Aber das türkische Nein ist ein Meilenstein. Es markiert eine weitere Etappe auf dem Weg der Entfremdung zwischen Ankara und dem Westen.

Insidern war es schon früher aufgefallen. Der Türkei-Experte Stephen



Den Papst lenken wollen: Der türkische „Religionsminister“ Bardakoglu weist Benedikt XVI. beim Besuch des Heiligen Vaters in der Türkei 2007 einen Weg der Kooperation. Der Vatikan blieb vorsichtig – zu Recht.

Frage der Zeit, bis eine weitere Säule der modernen Türkei, das Bündnis mit Israel, zum Einsturz gebracht werden sollte. Jetzt ist es soweit. Im anschwellenden Diskurs über die Sanktionen gegen die Diktatur im Iran fällt es kaum auf, aber es handelt sich um einen strategischen Wechsel in der Außenpolitik, der auch die Europäer betreffen wird. Die Türkei ist im Begriff, einen Allianzenwechsel zu vollziehen. Man hatte nur kurz die Brauen hochgezogen, als Ankara und Brasilia im Sicherheitsrat gegen die Sanktionen stimmten. Wichtig war den Europäern und Amerikanern, dass China und Russland kein Veto einlegten, sondern sogar mitzogen. Das türkische Nein hielt man für die Reaktion eines Verschnupften, weil der türkisch-brasilianische Vermittlungsvorschlag im Atomstreit mit

Cook schrieb vor ein paar Monaten in der führenden außenpolitischen Fachzeitschrift Foreign Affairs von der „Frenemy“ zwischen Ankara und Washington. Mit diesem Wortspiel benennt er die Gleichzeitigkeit von Freund (friend) und Feind (enemy), die das Verhältnis zur Türkei derzeit präge. Nach sechs Jahrzehnten strategischer Zusammenarbeit würden die Türkei und die USA jetzt zu strategischen Gegnern, vor allem im Nahen Osten. Es fehlt natürlich nicht an Stimmen in den USA, die die Schuld für diese Entfremdung den Europäern zuschieben. Diese hätten es nicht verstanden, die Türken stärker an den Westen zu binden, indem sie Ankara die Türen zur Vollmitgliedschaft nicht weiter öffneten. So reden Leute, die von Geopolitik nichts und von Geschäften viel verstehen. Aber Markt



und Politik gehen nicht immer im Gleichschritt.

Architekt der Gleichzeitigkeit ist der heutige Außenminister Davutoğlu. Er betreibt eine Annäherung an die anti-westliche Achse zwischen Russland, Venezuela, Brasilien, Syrien und Iran. Gleichzeitig forciert er mit Premier Erdogan die Entfremdung von Israel, den USA und Europa. Privilegierte Bindungen werden mit den Palästinensern aufgenommen, besonders mit der radikalislamistischen Hamas. Kavgam, die türkische Übersetzung von Hitlers „Mein Kampf“ wird seit 2005 in hohen Auflagen nachgedruckt; anti-amerikanische und antisemitische Filme werden zu Kassenschlagern; die Verfassung wird islamischer, die Armee gesäubert, die Internet-Zensur verschärft. Die fünf Säulen kemalisti-

phisch bedingte Landflucht und die Radikalisierung der entwurzelten Bauern, ihre Hinwendung zum Islam hat ihre Fortsetzung in Europa, insbesondere in Deutschland. Natürlich darf man nicht alle Türken über einen Kamm scheren. Aber die Radikalisierung in den türkischen Vierteln ist unübersehbar, mit ihr auch die Polarisierung zwischen Integrationswilligen und Integrationsverweigerern. In der Türkei selbst macht sich die Islamisierung in einem Fanatismus Luft, unter dem auch die Christen zu leiden haben. Der Mord an Bischof Padovese wird verharmlosend als die Tat eines geistig verstörten Einzelnen abgetan. Der Mann mag verstört gewesen sein, aber ein islamistisch-fanatisches Umfeld hat die Tat auf jeden Fall begünstigt, wenn nicht zusätzlich motiviert.



Am Bosphorus in Istanbul: Brücke zwischen zwei Welten oder Brückenkopf für die nächste islamische Welle gegen Europa? Das ist weniger eine Frage der Geographie sondern vor allem des Geistes.

scher Außenpolitik (Vorfahrt für das Nationalinteresse, keine imperialen Gellüste, Abwendung vom Orient, Hinwendung zum Westen, neutrales Verhalten bei regionalen oder globalen Konflikten) werden brüchig, es bleibt das nationale Interesse, das allerdings auch immer deutlicher vom Islamismus geprägt wird. Es ist der innere Wandel der Türkei, der sich auf die Außenpolitik auswirkt und zum Wechsel der Allianzen drängt. Sollten sich die national-islamistischen Kräfte unter Erdogan und Davutoğlu endgültig durchsetzen, hat der Westen, insbesondere Europa, es mit einer Achse autokratischer Systeme zu tun, die fast alle die Atombombe wollen. Und das ist ein Problem.

Die Entwicklung in der Türkei selbst ist nachhaltig. Die demogra-

Wie sehr die Christen unter der Re-Islamisierung der Türkei zu leiden haben, zeigt sich auch am Fall des Klosters Mor Gabriel. Der Enteignungsprozess des syrisch-orthodoxen Klosters im Tur Abdin („Berg der Gottesknechte“) in Südost-Anatolien geht in eine neue Runde. Im Jahr 397 erbaut, gilt es als eines der ältesten Klöster der Welt. Es ist einer von gleich mehreren Prozessen, der Strafprozess um den Bau der Klostermauer, die zum Schutz vor kurdischen Viehherden und der kurdischen PKK errichtet worden war. Der Vorwurf lautet, dass dies illegal auf staatlichem Eigentum erfolgt sei. Sollte das Gericht zur der Auffassung kommen, dass dieser Schutzwall auf einem staatlichen Waldgrundstück steht, ist die Autonomie des Klosters in Gefahr und damit die wichtigste ökumeni-

sche Begegnungsstätte im Tur Abdin endgültig dem Untergang geweiht. Und was noch viel problematischer ist: Vom Ausgang dieses Verfahrens hängt das Überleben der Klosterbewohner in den historischen Mauern wie auch der im Tur Abdin verbliebenen oder dorthin zurückgekehrten syrischen Christen ab.

Sollte die Mauer im Zuge einer negativen Urteilsfindung abgerissen werden, erhöht sich die Gefahr von Übergriffen fanatischer Muslime drastisch. Es sind aber auch die Tiere der Kurden, die wieder ungehindert in die Gärten eindringen und die lebensnotwendige Ernte zerstören, die dem Kloster als Grundlage dient. Und ist die Selbstversorgung einmal gestört, ist es nur eine Frage der Zeit, dass die Bewohner gezwungen sind, eine der letzten noch verbliebenen kulturellen Stätten zu verlassen, die von der Existenz des Urchristentums zeugen. Ein Verlust eines geistlichen Zentrums, der absehbar auch nicht ohne Folgen für die letzten indigenen Christen in diesem Teil der Türkei bliebe.

Bereits seit Ende des Jahres 2008 sieht sich das Kloster ständigen Prozessen ausgesetzt, die Beobachter als Schauprozesse bezeichnen. So sollte das weit vor Entstehung des Islam erbaute Kloster auf dem Grund einer zerstörten Moschee erbaut worden sein, eine folglich unhaltbare Anschuldigung. Die drei benachbarten kurdischen Dörfer Yayvantepe, Eglence und Candarli, die nach wie vor Anspruch auf den Grund des Klosters erheben, hatten damals mit Hilfe lokaler Politiker der islamistisch-konservativen Partei AKP Klage erhoben und den ersten Prozess ins Rollen gebracht.

Dahinter steckt Strategie. Nicht nur das Kloster soll in die Hände des Islam fallen, sondern es sollen alle Kirchen nach und nach geleert und islamisiert werden. Offen sagt das kein Politiker. Man will schließlich nicht die Verhandlungen der Türkei mit der EU gefährden. Von der – ohnehin schon begrenzten – Religionsfreiheit, die noch vor den Zeiten Erdogans in der Türkei herrschten, kann heute keine Rede mehr sein. Die neue Feindschaft gegen Israel, die Hinwendung zu autoritären Staaten wie Russland oder zu Diktaturen wie den Iran und Syrien, offenbaren das alte, neue Gesicht der Türkei. Die Maske des Sultans fällt. □

Reformen erst, wenn der Staat richtig pleite ist?

Der deutsche Sozialstaat ist in Gefahr

Die Einschlüge kommen näher. Man diskutiert eifrig über das Gesundheitssystem, im Schatten der Debatte auch über die Pflege. Es geht vordergründig und kurzfristig um Parteitaktik und Sparen, mittelfristig um Wählerstimmen und Wohlstand und langfristig um den Sozialstaat und das freiheitliche System überhaupt. Über die langfristigen Folgen aber redet noch niemand. Der Sommer war so schön. Die Fußball-Weltmeisterschaft so beschwingt und begeisternd. Es ging, wie ein bekannter Experte sagte, um das „höchste Ziel im Leben“: Weltweit die Nummer eins zu sein auf dem Platz. Das Ziel wurde verfehlt, aber die metaphysische Überhöhung des Spielens zeigte nicht nur die psychologische Tiefe des homo ludens, sie rückte für ein paar Wochen der Glückseligkeit auch die Probleme des Landes in den Schatten des Verdrängens. Diese Probleme greifen nun wieder Platz. Der Rest des Jahres 2010 wird auch in Erinnerung bleiben als eine Zeit,

da die Sozialstaatsdebatte wieder in den Blickpunkt rückte – über das Gesundheitssystem, aber auch die Renten.

Es ist ein europäisches Phänomen. Abzusehen war es seit den siebziger Jahren, als Pille, Wohlstand und die 68er mit der sexuellen Revolution die demographische Kurve knickten. Überall in Europa und in den Industrieländern holt nun die Demographie die Rentensysteme ein. Erstmals wird es in diesem Jahr in Europa mehr Rentner als Berufseinsteiger geben. Am lautesten tobt die Renten-Debatte in Frankreich. Dort ist es auch mit am nötigsten, über die Zukunft der staatlichen Altersvorsorge zu reden. Das scheint paradox, denn die französischen Frauen bringen mehr Kinder zur Welt (im statistischen Mittel 2,1 Kinder pro Frau im Alter zwischen 15 und 45) als die Frauen in jedem anderen Land Europas. Aber es liegt nicht an den

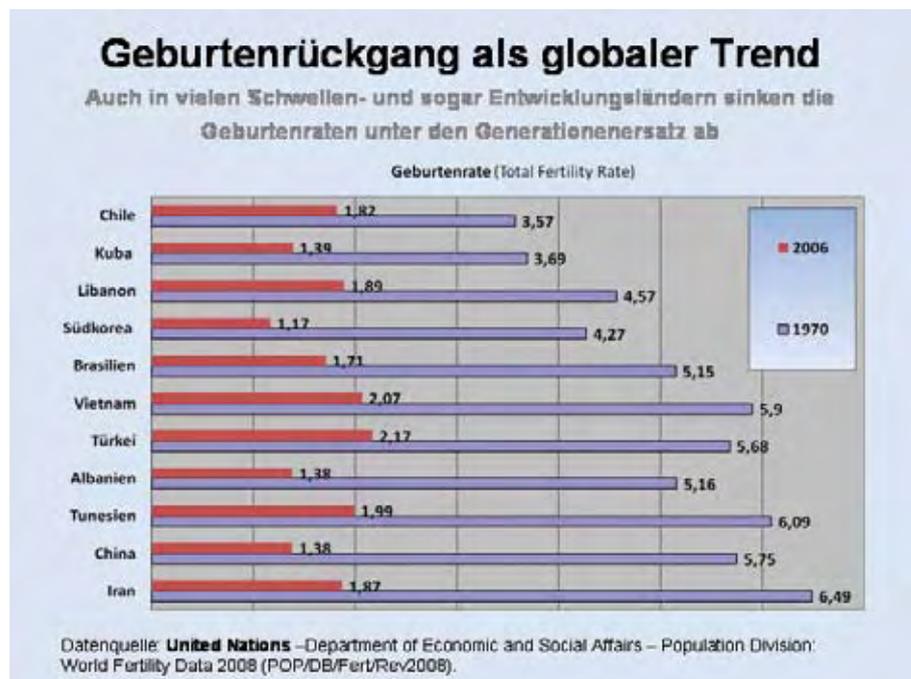
Frauen, sondern am System. Derzeit gehen die Franzosen im Durchschnitt mit 59,3 Jahren in Rente, nur in der Slowakei und in Österreich hört man früher auf zu arbeiten. Da die französischen Berufsanfänger im Schnitt noch älter werden, die Lebensarbeitszeit also kürzer wird und zudem die gesamte Lebenszeit erfreulicherweise sich streckt, wird die Rentenkasse immer stärker belastet. Deshalb soll jetzt das Renteneinstiegsalter von 60 auf 62 Jahre erhöht werden. Damit hätte Frankreich trotz Reform immer noch mit die jüngsten Rentner in Eu-

Mit Beruhigungspillen in die eigene Tasche lügen?

ropa. Nur 38 Prozent der 55 bis 64jährigen gehen einer Erwerbsbeschäftigung nach, im EU-Durchschnitt sind es immerhin 61

Prozent. Es ist wieder absehbar, dass Sarkozys kleine Reform nicht ausreicht, um das System zu retten. Man gewinnt nur Zeit.

Die Demographie ist so gnadenlos wie die Mathematik. Der sogenannte Altenquotient (die Zahl der über 65jährigen im Verhältnis zu den 20- bis 65jährigen) steigt und erhöht den Reformdruck auf die Systeme. Am höchsten ist der Quotient in Deutschland, Österreich, Griechenland, Italien und Spanien. Es sind die Länder mit den geringsten Geburtenraten. Dort bekommen die Frauen statistisch gesehen 1,1 bis 1,3 Kinder. Schon längst reichen die Beiträge der arbeitenden Bevölkerung nicht aus, um die Ausgaben zu decken. Um das System zu erhalten, werden Milliarden Steuergelder in die Rentensysteme gepumpt, in Deutschland allein sind es 80 Milliarden jährlich, ein Drittel der Renten. Nicht nur in Deutschland, auch in Österreich, der Schweiz, Großbritannien und in den USA ist das Renteneintrittsalter bereits auf über 65 erhöht worden, in Spanien und den Niederlanden sind



entsprechende Gesetze in der parlamentarischen Diskussion. Die fetten Jahre sind vorbei. Die Krise zwingt zum Handeln.

Es ist fahrlässig, in dieser Situation nur Beruhigungspillen zu verteilen und so zu tun, als sei die Alterung der Gesellschaft eine tolle Chance. Das hört man jedoch aus der neuen Expertenrunde der Bundesregierung, die die Folgen der demographischen Entwicklung untersuchen soll. Woher dieser Optimismus seine Zuversicht bezieht, ist schleierhaft. Es gibt schon viele Studien, und die OECD liefert täglich mehr. Sie fordern überall eine Erhöhung der Lebensarbeitszeit. Denn die Wahrheit ist: Die staatlichen Renten sind nicht sicher, die Kassen sind leer. Überall wird das Renteneinstiegssalter erhöht werden (müssen). Denn weder ist eine Erhöhung der Beiträge bei einer schrumpfenden und schon stark belasteten Erwerbsbevölkerung vermittelbar, noch wird man die Renten kürzen wollen, weil dieser Teil der Bevölkerung schon wahlentscheidend ist. Also schiebt man das Problem in die Zukunft, indem man das Renteneinstiegssalter hinauszögert.

Das wirkliche Problem aber sind nicht die leeren Kassen, sondern die leeren Wiegen. Eine Gesellschaft ohne Kinder wird emotional arm, menschlich ärmer. Wo Kinder sind, da ist ein goldenes Zeitalter, schrieb der deutsche Frühromantiker Novalis. Ein Zeitalter mit weniger Kindern und mehr Alten ist allenfalls silbern, wahrscheinlich sogar grau und das auch emotional. Stichwort Einsamkeit: Auch noch so luxuriös ausgestattete Altenheime können dieses Problem nicht lösen. Dieses Problem hat keine Regierung in Europa auf dem Schirm, weil kaum eine an Familie, fast alle aber nur an Wirtschaft denken. Kein Wunder: Die meisten Regierungen sind menschlich ziemlich arm, sprich kinderlos. Die Familie aber ist, man kann es nicht oft genug sagen, „der Kern aller Sozialsysteme“ (Benedikt XVI.).

Die Beatles haben es einmal in ahnungsloser Härte ausgedrückt, als sie über die Dauerhaftigkeit der Liebe sangen: Will you still need me, will you still feed me when I'm sixty-

four – Wirst Du mich noch brauchen, wirst Du mir noch zu essen geben, wenn ich einmal 64 bin? So sangen sie vor vierzig Jahren, und man kann wohl unterstellen, dass sie damals nicht an die Rentendebatte von heute dachten, sondern an die, wie es Soziologen nennen, Haltbarkeit einer Zweier-Beziehung. Aber der lockere Song aus dem Jahr, als die Pille die demographische Kurve knickte, hat heute sozusagen gesellschaftliche Relevanz in ganz Europa, besonders aber in Deutschland bekommen. Der Generationenvertrag steht auf dem Prüfstand und mit ihm die sozialen Sicherungssysteme, ja der Sozialstaat insgesamt. Dass die großen Parteien sich über dieses Zukunftsthema von heute nicht in einem gemeinsamen reformerischen Kraftakt einigen können – jedenfalls noch nicht – gehört wohl zum politischen Strategiespiel der Kurzsichtigen. Aber die heute erwerbstätige Bevölkerung fragt sich mit Blick auf die zahlenmäßig kleinere nachwachsende Generation: Wer wird mir zu essen geben, wenn ich einmal 64 bin, wer wird mich pflegen, wenn ich dann 80 bin, und wer wird meine Würde achten, wenn ich nicht mehr gebraucht werde im Produktionsstaat Deutschland?

Seniorenresidenzen als luxuriös organisierte Einsamkeit

Wie die Beatles sangen: Wirst Du mir zu essen geben, wenn ich 64 bin?

Noch leben die Rentner von heute und die der nächsten zehn Jahre nicht schlecht. Jedenfalls besser als ihre früheren Rentner-Generationen. Die Wirtschaft hat sich darauf eingestellt. Es gibt immer mehr Geschäfte, Fabriken und Kaufhäuser, die sich auf das Leben nach 60 spezialisieren. Hier ist wirtschaftliches Wachstumspotential. Aber das ist wie mit den fossilen Energiequellen, das Potential ist begrenzt. Der Rententopf ist kein Tischlein-deck-dich, er wird in wenigen Jahren nur noch ein schwarzes Loch sein. Die Rentenversicherung hat im Juni erstmals darauf hingewiesen, dass sie trotz Steuerzuschuss in die roten Zahlen rutscht. Das wird kaum besser werden. Denn die Zahl der Renteneinsteiger wächst, und in spätestens zehn Jahren geht die Generation der Baby-Boomer, der geburtenstarken Jahrgänge in Rente, und gleichzeitig schmilzt die Generation der Beitragszahler. Für die Rentenkasse heißt das: Erheblich mehr Ausgaben und drastisch weniger Einnahmen. Hier muss strukturell reformiert werden. Aber niemand traut sich an diese Strukturreform. Alle Parteien fürchten, dass ihnen dann die älteren Wähler von der imaginären Partei-fahne gehen.

Aber geht es den Rentnern heute wirklich so gut? Wer dies behauptet, denkt vorwiegend an das Materielle. Geld jedoch schützt nicht vor Ein-



samkeit. Manche Altersheime sind luxuriös organisierte Einsamkeit. Wir haben hier ein menschliches Problem, das schon Roman Herzog als Bundespräsident in seiner Berliner Brandrede zur Sprache brachte, als er den Mangel an Solidarität in unserer Gesellschaft beklagte und zu mehr Rücksichtnahme zwischen den Generationen aufrief. Sicher, schon heute ist Deutschland das älteste Land Europas und das zweitälteste der Welt (nach Japan), der Abstand zu den anderen Ländern wird noch größer werden. Gerade dieses Faktum aber müßte die Politik aufrütteln. Sie muss neue Formen des Sozialen und des Zusammenlebens finden und jene Formen fördern, die das Zusammenleben bereits praktizieren, vor allem die Familie. In einer Gesellschaft, in der fast 40 Prozent aller Haushalte nur eine Person zählt, ist das eine dringende Aufgabe.

Anfangen könnte man mit einem Appell wider das Vorurteil, wonach Junge und Alte sich im permanenten Konflikt befänden. Das wird uns vor allem in Medien immer wieder eingeredet. Es stimmt nicht. Die Generationen können sehr gut miteinander auskommen, müssen es übrigens auch. Und der Blick ins Ausland offenbart: Dort gibt es Leih-Omas und Leih-Opas, dort gibt es Senioren, die Studenten mit Krediten fördern, die dann als Aufbesserung der Rente zurückfließen, dort gibt es Wohngemeinschaften mit mehreren Generationen, ganze Dörfer finden sich in solchen Patchwork-Großfamilien zusammen, ohne dass es zu Mord und Totschlag kommt. Es wird über vieles debattiert in Deutschland, wäre die Zukunft unseres Zusammenlebens nicht auch den Schweiß der Edlen, eine große Debatte jenseits der Rentenzahlen wert?

Diese Debatte aber findet nicht statt. Es wäre eine Aufgabe des neuen Bundespräsidenten, sie anzustoßen. Aber das ist kaum von ihm zu erwarten. FDP-Chef Westerwelle hatte daran gekratzt, auch das jüngste Hartz-Urteil des Bundesverfassungsgerichts regelte nur ein Detail, die Anrechnung des Kindergeldes auf die Hartz-Vier-Sätze. Aber das Problem ist weiter und tiefer als das kleine Karo des Hartz-Vier-Satzes. Und dennoch ist die Debatte merk-

würdig schnell versendet, als es für die linksliberalen Medien keinen Stoff mehr gab, um auf Westerwelle einzuprügeln. Dabei ist kaum etwas dringender in Deutschland als eben die Sozialstaatsdebatte. Dass man vor wichtigen Wahlen (in Nordrhein-Westfalen) nicht daran rühren wollte, kann man als feige bezeichnen. Gerade vor den Wahlen sollte man die Alternativen aufzeigen. Auch und erst recht, wenn es an die Substanz des Staates geht. Die Fundamente drohen nämlich fortgeschwemmt zu werden.

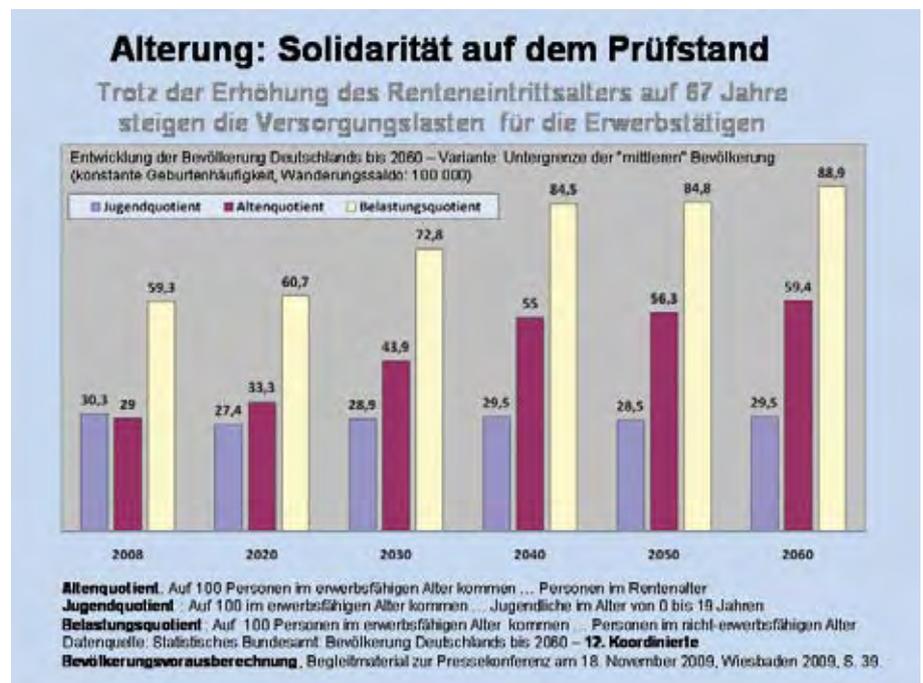
Die Politik hat Glück. Der Arbeitsmarkt hält sich, er stützt die sozialen Sicherungssysteme. Denn das Sozialsystem in Deutschland ist auf die Erwerbsarbeit fixiert. Wenn die Arbeit abnimmt oder gar wegbricht, was in Krisenzeiten der Fall ist, dann kann die Arbeit die Gesellschaft nicht mehr zusammenhalten. Der Generationenvertrag war entworfen für die Vollerwerbsgesellschaft. Aber die gibt es in Europa nicht mehr. Der soziale und technologische Umbruch zwingt zu neuen Systemen, zu neuen Feldern der Produktion, zur Neubestimmung von Arbeit. Hier stehen wir vor einer Innovationsblockade. Es hat doch immer so gut geklappt bis heute, mit der Rente, dem Gesundheitswesen, dem Sozialstaat. Vielleicht ist das

ein Geheimnis der deutschen Misere: Der Mangel an Phantasie bei den etablierten Parteien, die geistige Sklerose der politischen Klasse, das Besitzstandsdenken des politisch-medialen Establishments in Berlin.

In der Tat muss man sich fragen: Wie reformfähig und reformwillig sind die Deutschen noch? Stimmt die alte Erkenntnis des Wilhelm von Humboldt, dass die Neigung des einzelnen, nichts aufgeben zu wollen, sich auch dann gegen seine Überzeugung sträubt, wenn die Vernunft sagt, dass Reformen durchaus angebracht wären? Wie lange kann man den Wunsch nach Beibehaltung des status quo-Wohlstands gegen die Wirklichkeit der Reformnot abschotten? In seinem Buch, Grenzen der Wirksamkeit des Staates, kommt Humboldt zu dem Schluss, dass erst dann schmerzhaft Reformen angegangen würden, wenn der Staat sozusagen richtig pleite ist. Denn, so Humboldt, „unter das Joch der Notwendigkeit beugt jeder willig den Nacken“. Also, mit anderen Worten, ist es noch nicht schlimm genug in Deutschland, oder ist das Schlimme noch nicht erkannt? Oder werden die notwendigen Reformen nur schlecht vermittelt, oder sind sie sozial unausgewogen und deshalb nicht vermittelbar? Kommen die Reformen, wenn die Baby-Boomer in Rente gehen, die Kassen leer, die Fachkräfte weg sind und die Unruhe sich auf die Straße verlagert?

Fortsetzung folgt

Nichts ist dringender in Deutschland als eine Sozialstaatsdebatte



Es geht um die Wahrheit – Ökumene mit der Brechtstange hilft nicht weiter

Warum ist es so schwierig, das Ziel der Ökumene „Auf dass alle Eins seien“ zu erreichen? Weil es um die Wahrheit geht! Die Wahrheit ist, dass Katholiken und Protestanten kein gleiches Verständnis der Eucharistie und der Dienstämter haben. Jedem, der seinen Katechismus kennt, ist das auch klar. Ein wirkliches Problem ist die religiöse Unwissenheit. Eine wahrhaftige Ökumene über-tüncht diese Unterschiede nicht, sondern stellt sich ihnen. Ökumenische „Ungeduld“, Kritik auf dem Ökumenischen Kirchentag in München über das langsame Tempo des ökumenischen Fortschritts (Bundestagspräsident Norbert Lammert) helfen nicht weiter. Die Forderungen des Wuppertaler Bibelwissenschaftlers Thomas Söding „Die Katholiken müssen die Evangelische Kirche anerkennen, einschließlich der Ämter, und die Protestanten müssen die Sakramente anerkennen, einschließlich der Ordination“ (Konradsblatt 21-2010, S. 5), bringen, vorbei an der Wahrheit, allenfalls eine Wischiwaschiökumene.

Nun versuchen zeitgeisthörige Ökumeniker die Wahrheit auszuhebeln, in dem sie an den konfessionsverschiedenen Ehen ansetzen. Das Verständnis, das hier vorgeschützt wird, lautet: „Wenn die Ehe ein Sakrament sei und Kirche vollziehe, verlange sie Gemeinschaft in der Eucharistie. Das gelte auch für die konfessionsverschiedene Ehe“ (Konradsblatt 21-2010, S. 5). Der Rottenburger Bischof Gebhard Fürst unterstützte diese Position in einer Diskussion, wobei er sich beeilte, anzufügen, dass er hier „als Mit-christ“ und nicht als Bischof spreche. Gebhard Fürst, Bischof der katholischen Kirche, vereinigt also in sich die Doppelnatur eines „Mitchristen und eines Bischofs“.

Der Ökumenetheologe Otto-Herman Pesch und Weihbischof Hans-Jochen Jaschke (Hamburg) stellten in München heraus, dass nach Kirchenrecht niemand beim Kommunionempfang abgewiesen werden dürfe und verbanden damit die Aufforderung an konfessionsverschiedene Eheleuten, am Herrenmahl der jeweils anderen Konfession teilzunehmen. Hier fordert also ein Bischof

Auf dem Prüfstand

zum religiösen Ungehorsam auf. Der ZdK-Präsident Alois Glück verlangte auf dem Abschlussgottesdienst des Ökumenischen Kirchentags mit Blick auf die konfessionsverschiedenen Ehen unter großem Applaus (!): „Wir brauchen hier dringend eine Lösung. Das klingt nach Brechtstangenökumene. Und weil es in der katholischen Kirche in Deutschland ohnehin nahezu folgenlos bleibt, feiert der Pfarrer Walter H. von der Sankt-Georgs-Gemeinde in Bad Pyrmont das Fronleichnamfest zusammen mit seiner Kollegin Bettina B. von der Oesdorfer Petrigemeinde. Er trägt die Monstranz voraus, hinter dem Baldachin schreitet die Pfarrerin mit der Bibel in der Hand. In der Dialogpredigt mit der Pastorin stellt Pfarrer Walter H. fest: „Der Baum der Ökumene hat in Bad Pyrmont Wurzeln geschlagen, dieser Baum kann nicht mehr entwurzelt werden. Auch nicht durch reaktionäre Angriffe von denen, die die Zeichen der Zeit nicht sehen und nicht wollen, dass sich etwas ändert.“

Eigentlich geht es doch bei der Ökumene um die Wahrheit und nicht um die „herzensgute“ Gleichmacherei tatsächlicher Unterschiede. Die Brechtstangen-Ökumeniker betrügen sich selbst. Es geht natürlich um mehr. Die Behauptung, die Wahrheit zu haben, ist in einer Zeit des Relativismus für die säkulare Gesellschaft eine unerträgliche Herausforderung. Und die beiden Repräsentanten dieser so beschriebenen Ökumene wollen nicht quer zur modernen Gesellschaft stehen. Indem sie die vorhandenen Unterschiede für unwesentlich erklären, opfern sie den Wahrheitsanspruch nicht nur zwischen den Kirchen, sondern auch ge-

genüber der Welt. Damit können alle Seiten gut leben. Nur die Einheit, die Christus im Abendmahlsaal gewollt hat, ist damit nicht erreicht. Darauf käme es aber an!

Hubert Gindert

Auf dem Weg zu einer demokratischen zeitgeisthörigen Nationalkirche?

Hinter dem Sperrfeuer gegen Bischof Walter Mixa vollzieht sich ein Vorgang, der zu wenig beachtet wird, nämlich der Versuch, eine andere, deutsch-nationale zeitgeisthörige „Volkskirche“ zu etablieren. Das ist nicht der erste Versuch dieser Art in Deutschland. Die Drahtzieher dieses Vorgangs sind die Hauptverantwortlichen für die so genannte Augsburger Pfingsterklärung, in der ein „völliger Neuanfang nach Mixa“ gefordert wurde. Wichtige Personalentscheidungen sollen revidiert werden. Bei diesen Personen handelt es sich um solche, die für eine klare katholische Position stehen.

Die Augsburger Pfingsterklärung führt den gleichen Namen, wie jene von 1871, die den Weg zur Abspaltung der so genannten „Altkatholiken“ vorbereitete. Damals wurde die Kirchentrennung von Reichskanzler Bismarck massiv unterstützt, um die Katholiken vom „ultramontanen“ Joch zu befreien und um eine national-katholische Kirche zu errichten. Die Spalter hatten zunächst beachtliche Erfolge. Ganze Gemeinden liefen mit ihren Pfarrern zu den Altkatholiken über.

1989 berief Bischof Dr. Joseph Stimpfle eine Diözesansynode ein, um einen Neuaufbruch im Glauben in der Diözese Augsburg herbeizuführen.

Die Synode wurde in 10 Kommissionen für die verschiedenen Sachbereiche vorbereitet. Das war die offizielle Ebene. Daneben gab es eine zweite inoffizielle. Dort wurden die Weichen in eine andere Richtung gestellt, als die welche der Bischof wollte. Die Synode wurde dann ständig mit gut vorbereiteten Anträgen der zweiten Ebene konfrontiert.

Ein Neuaufbruch im Glauben wurde durch die Synode nicht erreicht, was aber im Ablauf deutlich wurde,

war der geistlich-religiöse Zustand in der Diözese. In der Synode hatte der Klerus mit Dekanen, Prodekanen, Theologieprofessoren und geistlichen Beiräten eine Mehrheit. Wer die kirchlichen Positionen in diesen pausenlosen Abstimmungen vertrat, gehörte häufig der Minderheitenfraktion an. Unter den führenden Leuten der Augsburger Pfingsterklärung finden sich auch Mitglieder der Augsburger Diözesansynode von 1989/90 wieder, die offensichtlich Morgenluft wittern, ihre Vorstellungen doch noch durchzusetzen. Dazu zählen die Abschaffung des „Pflichtzölibats“, die Einführung des Frauenpriestertums, Beteiligung der Laien bei der Auswahl des Bischofs, etc., obwohl sie wissen, dass solche Forderungen in der katholischen Kirche nicht durchsetzbar sind.

Die Augsburger Pfingsterklärung wird unterstützt durch die so genannte Kirchenvolksbewegung („Wir sind Kirche“). Auch diese Bewegung stellt einen Versuch der Spaltung der Katholiken dar.

Der Herbst 1995 brachte ein Ereignis, das die kirchlich-religiöse Landschaft in Deutschland tief umgepflügt hat und mit dem wir auch heute immer noch konfrontiert werden: Das Kirchenvolksbegehren. Bei einem Ausflug im Sommer 1994 nach Österreich, wo das Kirchenvolksbegehren in vollem Gang war, war uns klar, dass diese Bewegung vor den deutschen Grenzen nicht Halt machen würde. Immerhin hatten in Österreich mit knapp 7 Millionen Katholiken rund eine halbe Million die fünf Forderungen des Kirchenvolksbegehrens unterschrieben.

Was waren diese Forderungen? Aufbau einer geschwisterlichen Kirche. Volle Gleichberechtigung der Frauen, d.h. die Zulassung zum Diakonat und zur Priesterweihe. Freie Wahl zwischen zölibatärer und nicht-zölibatärer Lebensform der Priester. Positive Bewertung der Sexualität. Frohbotschaft statt Drohbotschaft. Sieht man von der 1. Forderung ab, enthalten die übrigen Punkte Forderungen, die sich eindeutig gegen die Lehre und die Tradition der Kirche richten.

Insgesamt haben wir heute eine breite Strömung unzufriedener Katholiken innerhalb der Kirche. Eine wesentliche Ursache dafür ist die religiöse Unwissenheit der Gläubi-

gen, die bis in die regelmäßig praktizierenden Kirchgänger hineinreicht. Im Katechismus der Katholischen Kirche (KKK 1992, Ziff 8, S. 39) heißt es zu Recht: „Die Perioden der Erneuerung der Kirche sind auch die Blütezeiten der Katechese. Hier fehlt es. Würden die Kirchgänger über Zölibat, Frauenpriestertum, Abtreibung und Euthanasie befragt, käme wahrscheinlich ein erschreckendes Bild zutage.“

Die wochenlange Medienkampagne gegen die Kirche im Zusammenhang mit den Missbrauchsfällen, insbesondere auch die Kampagne gegen Bischof Mixa, hat viele Katholiken verunsichert. Da lässt sich gut im Trüben fischen. Herausgeholt werden soll die „volksdemokratische Laienkirche“ oder richtiger die „Funktionärskirche“.

Hubert Gindert

Patriotismus – gibt es den noch?

Die Fußballweltmeisterschaft hat einen erstaunlichen Patriotismus geweckt: Fähnchen an Autos und Fahrrädern, Fahnen in Vorgärten der Häuser, sogar über Hausdächer finden sich die schwarz-rot-goldenen Farben gezogen. Wenn die deutsche Nationalmannschaft spielt, sind die Straßen wie leer gefegt. Menschen trauben mit Nationalfarben im Gesicht fürchten, zittern und applaudieren vor den Bildschirmen. Wenn die Nationalhymne aufklingt, herrscht respektvolles Schweigen. Patriotismus kommt nicht ohne Symbole, Farben oder Musik aus.

Patriotismus ist Liebe zum Vaterland. Wie substantiell ist er bei uns? Und wie weit trägt er über das Fähnchenschwenken und über den Schlusspiff der Weltmeisterschaft hinaus.

Wirkliche Liebe zum Vaterland ist eine gute Sache. Ist sie aber auch Mitsorge um die Zukunft unseres Landes, um die Lebensgrundlagen, auf denen diese Zukunft steht, um unsere Kultur und um das, was sie prägt und ihr eine Seele gibt. Die Seele der Kultur ist die Religion. Die Liebe zum eigenen Land hat mit der Weitergabe des religiösen Erbes und des Glaubens an Kinder und Enkel zu tun. Unser Kulturbo-

den ist durchtränkt vom christlichen Glauben. Aus diesem Erdreich sind Kirchen, aber auch Krankenhäuser, Schulen und karitative Einrichtungen herausgewachsen. Dieser christliche Geist spricht zu uns aus großartigen Bauwerken, aus Musik, Literatur und Brauchtum.

Wer sein Land liebt, lebt nicht nur für sich allein. Er will keinen Funktionsstaat. Er verschließt sich nicht der Gesellschaft, sondern stellt sich ihr in Ehrenämtern zur Verfügung. Wer Zukunft will, freut sich über Kinder und Enkel, die das Leben weitertragen. Wer sein Land liebt, macht sich nicht die Devise zu Eigen „Nach mir die Sintflut.“ Er tritt aus innerem Antrieb für die Erhaltung der natürlichen Lebensgrundlagen ein. Er freut sich an der Vielfalt von Pflanzen und Tieren und schützt sie – und er denkt in großen Zeiträumen.

Ein Blick auf die deutsche Nationalmannschaft zeigt, dass nicht nur Deutschstämmige im Stadion stehen und die Nationalhymne singen. Sind es nur „Legionäre“? Als Mitglieder der Nationalmannschaft haben sie deutsche Staatsangehörigkeit und deutschen Pass. Sie leben in dieser Staatengemeinschaft und wollen sich damit identifizieren. Da geht unser Blick zurück in die Geschichte. Das römische Reich hat aus Germanen, Spaniern, Galliern und Nordafrikanern römische Bürger gemacht, die nicht ohne Stolz erklärten: „Civis Romanus sum – ich bin römischer Bürger“. Das war eine große Integrationsleistung und hat dafür gesorgt, dass dieses Imperium Romanum noch Jahrhunderte überlebt hat, als die Verwaltung und das Heer längst nicht mehr genuin römisch waren. Diese inkultiurierten und romanisierten Bürger konnten bis in die höchsten Stellen aufsteigen, sogar Kaiser werden. Und es gab hervorragende Männer darunter. Unter dem Spanier Trajan erlebte das römische Reich seine größte Ausdehnung.

Der Patriotismus dieser Römer war getragen von einer inneren Faszination für die römische Kultur. Wenn aber in Europa und auch in Deutschland die eigene Kultur und Geschichte nicht mehr geschätzt werden, dann geht auch keine wirkliche Integration davon aus, und der Fußballweltmeisterschaftspatriotismus wird nur von kurzer Dauer sein.

Hubert Gindert

Vereint in Lobpreis und Anbetung

Im Programm-Rundbrief von Radio-Horeb gab Pfr. Dr. Richard Kocher, Programmdirektor des Radios, einen Nachbericht über Erfahrungen beim 2. Ökumenischen Kirchentag in München (Radio Horeb, Postfach 1165, D- 87501 Immenstadt).

(...) Für unser Radio war der OKT in München ein großer Erfolg. Über die gesamten Tage war unser Stand gut besucht. Zahlreiche Hörer nutzten die Gelegenheit, bei unserem gläsernen Studio auf dem Messegelände vorbei zu schauen. Täglich berichteten wir live von den Ereignissen rund um den Kirchentag. Zahlreiche Persönlichkeiten aus der katholischen und der evangelischen Kirche durften wir an unserem Stand begrüßen.

Zusätzlich veranstalteten wir gemeinsam mit „Nightfever Deutschland“ an drei Abenden „Nightfever“ in St. Peter, der ältesten Kirche Münchens. Unsere Erwartungen wurden mehr als übertroffen. Jeden Abend strömten Tausende von Menschen in die Kirche, um einige Minuten, teilweise sogar Stunden, die wunderbare Atmosphäre auf sich wirken zu lassen, zu beten und eine Kerze vor dem Allerheiligsten zu entzünden. Unter den Gästen war überraschenderweise auch der ehemalige Arbeitsminister Norbert Blüm. In einem Interview mit der Mainzer Kirchenzeitung verriet er: „Am besten gefallen hat mir das Abendgebet „Nightfever“ am Donnerstagabend in St. Peter.“ „Nightfever“ war im besten Sinne ökumenisch: Christen verschiedener Konfessionen, jung und alt, vereint im Lobpreis und in der Anbetung Gottes.

Wir bedanken uns recht herzlich bei der Pfarrei St. Peter, bei den Bischöfen, welche die Gottesdienste zelebrierten, sowie bei allen Helfern, Musikern und Technikern, die dazu beigetragen haben, dass diese Abende ein so großer Erfolg wurden.

(Auf dem Kongress „Freude am Glauben“ am Freitag, 27.8.2010, 20.30 Uhr in der Pfarrkirche St. Blasius in Fulda: Gebetsabend der Jugend „Nightfever“ – Offene Kirche mit gestalteter Anbetung)

Eine Würdigung des Papstes aus evangelischer Feder

Zum fünfjährigen Pontifikat von Papst Benedikt XVI. brachte „Theologisches“ im Heft Mai/Juni 2010 eine längere „Würdigung aus evangelischer Feder“, nämlich von Prof. DDr. Peter Beyerhaus, Ordinarius em. für Missionswissenschaft, u.a. Vorsitzender der Internationalen Konferenz Bekennender Gemein-

Zeit im Spektrum

schaften, Mitbegründer und Leiter des Instituts „Diakrisis“ („Theologisches“, Nr. 5/6-., 010, Sp.155 ff; Bataverweg 21, D-53117 Bonn). Prof. Beyerhaus, der den Papst seit der gemeinsamen Zeit an der Universität Tübingen gut kennt, würdigt ihn insbesondere auch als wahrhaft ökumenischen Theologen; er geht dann auch auf die Angriffe der letzten Zeit gegen den Papst ein. In dem Abschnitt über „Das eigentliche – antikirchliche und antichristliche – Leitmotiv der Angriffe“ schreibt Beyerhaus:

(...) Die Häme, die sich in den beständigen Vorhaltungen angeblichen Versagens des Papstes in gebetsmühlenartig wiederholten Formulierungen kundtut, ist letztlich kein Ausdruck echter moralischer Empörung der weltlichen wie auch innerkirchlichen Kritiker (...). Hinter den Vorhaltungen verbirgt sich etwas anderes, nämlich eine grundsätzliche Absage an das Lehramt der Kirche sowie ihrer Morallehre überhaupt.

Die Felsenhaftigkeit, mit der Benedikt XVI. die Lehrtradition und die Ordnungen seiner Kirche gegenüber den Reformforderungen „im Geiste des Konzils“ wahr und verteidigt, ist denen ein Dorn im Auge, die wie die Anwälte einer „Kirche von unten“ sich eine andere Kirche und einen dieser Kirche entsprechenden Papst wünschen. Darum sprechen sie wie Hans Küng und DER SPIEGEL von Benedikt als dem „gescheiterten Papst“. Diese Unfairness wird auch von evangelischen Kommentatoren, ja sogar von prominenten Juden gebrandmarkt. So bemerkt Ed Koch, der ehemalige jüdische Oberbürgermeister von New York:

„Ich meine, dass die ständigen Medienangriffe auf die römisch-katholische Kirche und Papst Benedikt Ausdruck eines Antikatholizismus sind. Viele von denen, die jetzt gegen die katholische Kirche hämmern, tun dies mit innerer Genugtuung und einige sogar mit Böswilligkeit.“

Dem „dominanten liberalen Fundamentalismus“ (J. Isensee) sind Wahrheitsanspruch und strenge Moralvorschriften der Kirche ein Greuel. Empörung über

Missbrauch artikuliert sich in Tribunalen gegen die kirchliche Sexualmoral. Journalisten tun es besonders gehässig, weil sie selber die grundlegenden katholischen Positionen zu Abtreibung, Ehescheidung, Verhütung und Homosexualität ablehnen.(...) Aus aktueller Teilkritik wird eine generelle antikirchliche Kampagne. Die Kritik, die z.T. schon zuvor in einer mangelnden Koordinierung vatikanischer Bürokratie und Kommunikation begründet liegen, gerät zur Ablehnung des von Christus selbst eingesetzten Petrusamtes überhaupt. Man betrachtet den Papst als Funktionär, nicht als *Vicarius Chrsti*. Hans Küng vermag in seinem Brief an die Bischöfe den Begriff „Stellvertreter Christi“ nur als offenbar absurde Vorstellung zu apostrophieren. Man will einen Papst als Exponenten demokratischer Mehrheitsmeinung. Verräterisch ist Küngs Begründung für seine Behauptung, Benedikt XVI. sei „gescheitert“: „Alle seine Auftritte, Reisen und Dokumente vermöchten die Auffassungen der meisten Katholiken in kontroversen Fragen, besonders der Sexualmoral, nicht im Sinne der römischen Doktrin zu verändern.“

Als Problemanzeige mag diese Beobachtung weitgehend zutreffen. Aber den gesuchten Beweis dafür, dass die katholische Sexualmoral, die doch im Wesentlichen die biblisch-christliche ist, überholt ist, vermag sie nicht zu liefern. Nicht darauf kommt es an, dass wir für unsere Verkündigung mehrheitliche Zustimmung finden, sondern allein darauf, dass sie sich in Übereinstimmung mit Gottes offenbarem Wort in Gesetz und Evangelium befindet. In dieser Überzeugung dürfen sich dem Papst loyal bleibende Katholiken und bekennende evangelische Theologen ganz in der Linie der biblischen Propheten wissen (...)

„Der Wahnsinn ist grenzenlos“

Gehört die „sexuelle Identität“ ins Grundgesetz? – So fragt Claudia May in der Zeitschrift „komma“ im Hinblick auf Anträge der Parteien Bündnis 90/ Die Grünen, SPD und Die Linke, den Grundgesetzartikel 3, Absatz 3 der BRD entsprechend zu ändern; er soll lauten: „Niemand darf wegen seines Geschlechtes, seiner sexuellen Identität, seiner Abstammung, seiner Rasse, seiner Sprache, seiner Heimat und Herkunft, seines Glaubens, seiner religiösen und politischen Anschauungen benachteiligt oder bevorzugt werden.“ („Der Wahnsinn ist grenzenlos“, in „komma“ Nr. 71/2010, S. 20; MM-Verlag, Goethestr. 5, D-52064 Aachen). Claudia May beschreibt, was mit „sexueller Identität“ gemeint ist und weist auf die Folgen einer solchen Grundgesetzänderung hin:

(...) Die „sexuelle Identität“ ist nicht angeboren. Sie ist weder ein einheitliches noch ein objektives Merkmal. Die Sexualwissenschaften gehen davon aus, dass ein Mensch sich selbst seine sexuelle Identität zuschreibt aufgrund seines persönlichen sexuellen Begehrens („sexuelle Orientierung“) und seines sexuellen Verhaltens. Allerdings ist der Zusammenhang nicht zwingend: Es gibt Menschen mit homosexuellem Begehren und/oder Verhalten, die dennoch für sich eine heterosexuelle Identität in Anspruch nehmen. Zudem sind sexuelles Begehren, sexuelles Verhalten und sexuelle Identität im Laufe eines Lebens wandelbar (...)

Das im GG ausdrücklich erwähnte Merkmal „Geschlecht“ ist ein objektives Merkmal, es schützt jedes einzelne menschliche Individuum. Es gibt keinen Grund, warum verschiedenes subjektives sexuelles Begehren und persönliche sexuelle Verhaltensweisen grundgesetzlich unter Schutz zu stellen wären. (...)

Die Ehe als sexuelle Gemeinschaft wird nicht deshalb vom GG besonders geschützt, weil sich der Staat hier um persönliche sexuelle Verhaltensweisen kümmern würde, sondern weil die Ehe der Ort ist, in dem Kinder nicht nur geboren werden, sondern auch am besten aufwachsen können. Wie keine andere Gemeinschaft trägt die Ehe zur Zukunftsfähigkeit der Gesellschaft bei. (...)

Pädophile Gruppen sehen ihre sexuelle Präferenz als „sexuelle Identität“. (...) Wie will unsere Gesellschaft dann Kinder noch vor angeblich „einvernehmlichen“ Akten mit Erwachsenen schützen, wenn der Schutz der „sexuellen Identität“ im GG verankert ist? (...)

Wenn im GG steht, dass niemand aufgrund seiner „sexuellen Identität“ benachteiligt werden darf, muss das gesamt-

te Ehe- und Familienrecht geändert werden, um Schwulen, Lesben, Bisexuellen, Transgendern und Transsexuellen eine gleichberechtigte „Ehe und Familie“ zu ermöglichen (...) Die Europäische Organisation ILGA fordert, dass es möglich sein muss, dass ein Kind mehr als zwei Eltern hat. Welche Auswirkungen hat dies für das Kindeswohl? (...)

Wenn alle sexuellen Identitäten als gleich im GG verankert sind, wird das in Kindergarten- und Schulbüchern so vermittelt werden müssen. Den Kindern wird damit das Leitbild der monogamen Ehe (ein Mann und eine Frau) als Orientierung für ihr Leben genommen. Kinder lernen nicht mehr, dass Ehefähigkeit eine kulturelle Leistung ist, die erst erlernt werden muss. Da alle sexuellen Lebensweisen gleich sind, werden viele Jugendliche sexuell mehr experimentieren – mit allen damit verbundenen gesundheitlichen und seelischen Risiken. (...)

Kirche und Kirchensteuerzahlergemeinschaft

Ein paar Euro einzusparen ist nicht der einzige Grund, der heute darüber nachdenken läßt, aus der Kirchensteuerzahlergemeinschaft auszutreten. Es gibt nicht wenige, die aus der Kirchensteuerzahlergemeinschaft, nicht aber aus der Kirche austreten wollen, weil sie mit ihrer Kirchensteuer keine Arbeit gegen Glaube und Kirche mehr mitfinanzieren wollen. Dies zeigt P. Robert Jauch OFM im PUR-Magazin („Wohin steuert die Kirche mit der Kirchensteuer?“ 7/8-2010, S. 25; Hauptstr.22, D-88353 Kifflegg). P. Robert Jauch schreibt dort:

(...) Es darf doch wohl erlaubt sein nachzuzufahren, ob und welche Verbände

wieviel Geld in den Rachen geworfen bekommen, Gruppierungen, die ständig an den Grundfesten der Kirche rütteln, öffentliche Diskussionen lostreten über Fragen, die sie und eine medial aufgeschweichte Meinungsmehrheit für unabdingbar halten: Abschaffung des Zölibats, erst Diakonat, und dann Priestertum der Frau, Basisdemokratie bei Bischofs- und Priesterwahl usw.. Dagegen haben seit Jahren Lebensrechtsorganisationen keine Chance, auch nur einen kleinen Stand auf dem Katholikentagsgelände eingeräumt zu bekommen. Wer gemäß dem Schöpfungsplan Gottes der Ehe von Mann und Frau eindeutig Priorität einräumt und den Schutz von Ehe und Familie von Staat einfordert, wer das allgemeine Gender-Mainstreaming nicht mitmacht, weil es der natürlichen Entwicklung der Kinder schadet; wer sich erlaubt, öffentlich über die Heilungsmöglichkeit von homosexuellen Neigungen nachzudenken und ein entsprechendes Angebot machen will; wer ...

Viele Gläubige fühlen sich in der eigenen Kirche nicht mehr verstanden, und es lastet ein Druck auf denen, die gerne und froh ihren Glauben im Einklang mit dem Papst praktizieren wollen: unverdächtig fromme Christen, denen die Sakramente, einschließlich des Bußsakraments, unerlässlich sind; Gläubige, die der Auswüchse der kirchlichen „Räterepublik“ überdrüssig sind (...)

Unter diesen Kirchenmitgliedern gibt es mehr und mehr jene, die der Kirchensteuerzahlergemeinschaft entfliehen, aber der Kirche selbst umso näher sein wollen. (...)

Die Kirchensteuer und das Einzugsystem, das wir in Deutschland noch haben, hat die Kirche reich gemacht. Zweifel daran, dass damit ein Mehrgewinn an Innerlichkeit und Christustreue, an missionarischem Eifer und Zeugniskraft einhergegangen ist, sind mehr als angebracht. Niemand kann – Gerichtsurteile hin oder her – die Augen davor verschließen, dass Christusliebe und Kirchentreue Christen dazu bewegen können, aus der Kirche der Steuerzahler konsequent auszutreten.

(Siehe dazu auch den Beitrag „Ein Drama – und kein Ende?“ auf Seite 254)

Quellenhinweise

S. 232 „Zeichen der sicheren Hoffnung“ aus: P. Anselm Günthör, Predigten – Meditationen für die Feste der Kirche; Verlag Auer, Donauwörth 2. Auflage 1985, S. 118 „Wie steht es um den Menschen?“

S. 237 „Seid stark im Herrn!“ aus: John Henry Newman, Predigten. Übersetzung der Newman-Arbeitsgemeinschaft der Benediktiner von Weingarten, Bd.V, S. 333; Stuttgart 1954

Den rechten Weg in die Zukunft finden

Schluss von S. 253

immer wieder neue Besinnung auf das, wozu wir gesendet worden sind, und auf das, was uns gegeben worden ist.“

Gesellschaft: „Wenn ich »politisch« im Sinne des griechischen Wortes »Polis« verstehe als das Wohl der Stadt, dann müssen wir uns sehr wohl zu Wort melden, und das geschieht auch.“

Kirchenaustritte: „Die Tendenz ist festgestellt worden, dass die, die ihrer Kirche mit Entschiedenheit und Entschlossenheit angehören, weniger über Kirchenaustritt nachdenken. Jeder einzelne Fall ist

beklagenswert. Diese Menschen können nur wieder neu gewonnen werden. Die Entscheidung für den Glauben kann nur eine freie Entscheidung sein.“

Zölibat: „Coelebs heißt »um des Himmelreiches willen«“

Wertschätzung des Heiligen Vaters: Seine theologische Klarheit, seine Bereitschaft, sich seiner Sendung gestellt zu haben uns sie nach Kräften auszuführen, unabhängig davon, ob ihm die Welt Beifall klatscht“.

Erwartung an die Gläubigen: „Ich erwarte von ihnen vor allem eine lebendige Mitfeier des Gottesdienstes – nicht nur manchmal, sondern durch das ganze Kirchenjahr.“

Empfehlenswerte Bücher



Andreas Püttmann: Gesellschaft ohne Gott: Risiken und Nebenwirkungen der Entchristlichung Deutschlands; Gerth Medien-Verlag, 2010, Geb. Ausgabe, 288 Seiten, 17,95 Euro, ISBN-13: 978-3865915658

In seiner Enzyklika „Caritas in Veritate“ betont Benedikt XVI., „dass die Zustimmung zu den Werten des Christentums ein nicht nur nützliches, sondern unverzichtbares Element für den Aufbau einer guten Gesellschaft und einer echten ganzheitlichen Entwicklung des Menschen ist“. Diesen hohen Anspruch begründet das neue Buch von Andreas Püttmann: „Gesellschaft ohne Gott. Risiken und Nebenwirkungen der Entchristlichung Deutschlands“. Es ist im evangelischen Verlag „Gerth-Medien“ erschienen – ein schönes Zeichen praktischer Ökumene.

Das Buchcover zeigt einen Gerichtssaal nach Abhängung des Kreuzes. Es steht symbolisch dafür, dass „ein Volk, ja ein ganzer Kontinent, den man früher das ‚christliche Abendland‘ nannte“, dabei sei, „sich von seinem geistlichen und damit langfristig auch von seinem geistig-moralischen Fundament zu verabschieden“. In Teil 1 analysiert Püttmann zunächst „Kirchenschwindsucht“ und „Glaubensdepression“. Herausragend entmythologisiert er die These von der „Renaissance der Religion“ und warnt vor Selbsttäuschungen durch einen „überblähten Religionsbegriff“ wie im „Religionsmonitor 2008“ der Bertelsmann-Stiftung. Sein Buch wird hier zum echten „Weckruf“ für laue Christen. Ein Kapitel zum sexuellen Missbrauch entlarvt – ohne apologetisch zu sein – die heuchlerische Instrumentalisierung der Vorfälle in der medialen Öffentlichkeit.

Im zweiten Teil decouviert Püttmann den Mythos vom „humanistischen Atheisten“ und belegt sozialphilosophisch und durch Datenanalysen die These Benedikts XVI.. Er bringt dabei die Vielfalt gesellschaftlicher Krisensymptome auf den Punkt und liefert geradezu eine „Theorie des gegenwärtigen Zeitalters“ (Helmut Schelsky). Scharfsinnig und praktisch hilfreich sind auch seine „Therapie“-Vorschläge in Teil 3, in denen er der Kirche statt einer „Selbstsäkularisierung“ ein „Vier-Punkte-Programm zur geistlichen Revitalisierung“ empfiehlt: Mutiger bekennen, treuer beten, fröhlicher glauben und brennender lieben. Fazit: Dieses Buch bietet im wahrsten Sinne des Wortes „Aufklärung“ und weist Wege aus der gesellschaftlichen und kirchlichen Misere. *Lothar Roos*

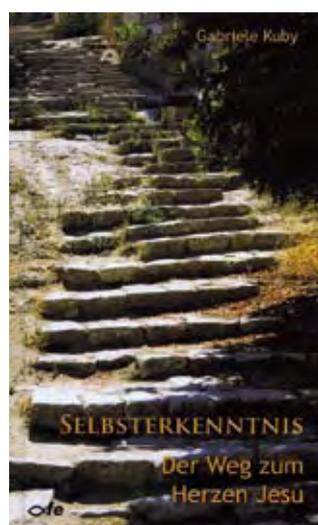


Reinhard Dörner: „Du bist Petrus“ (Mt 16,18) – Der Papst – Hirte und Lehrer der Völker, ISBN 978-3-9812187-4-9; Euro 16,50

Im theologischen und kirchenpolitischen Durcheinander unserer Tage zeigt es sich, dass der Glaube der Kirche nur dort authentisch vertreten ist/wird, wo Bischöfe, Priester und Gläubige in Treue zum Papst und in Gemeinschaft mit ihm zusammenstehen. Bestellung: im Buchhandel oder beim Kardinal-von-Galen-Kreis e.V. .



Hansmartin Lochner: Charismatische Erneuerung: Ein Weg der Neuevangelisierung, Verlag: Kirche heute, 2010; Taschenbuch, 96 Seiten, 5,95 Euro, ISBN-13: 978-3981019629; Bestellung bitte per E-Mail an info@kirche-heute.de oder per Fax an: +49 8671 88 04 31



Gabriele Kuby: Selbsterkenntnis – Der Weg zum Herzen Jesu Verlag: fe-medienvlag, 2010, HC, 48 Seiten, 5,00 Euro, ISBN 978-393968-483-1, Bestellung: www.fe-medien.de



Leo Scheffczyk (Autor), Peter Christoph Dören (Autor): Entschiedener Glaube – befreiende Wahrheit. Ein Gespräch über das Katholische und die Kirche mit Peter Christoph Dören, Stella Maris Verlag e.K.; 2003 ,Gebundene Ausgabe, 384 Seiten, 10,00 Euro ISBN-13: 978-3934225275



Roberto de Mattei: Die Türkei in Europa. Gewinn oder Katastrophe?

Resch-Verlag Gräfenling, 2010. Seiten 145, 13,90 Euro, ISBN 978-3-935 197-95-3. www.resch-verlag.com

Soll die Türkei in die Europäische Union aufgenommen werden? Diese Frage untersucht der italienische Politikwissenschaftler von der Università Europea di Roma zunächst unter historischen Gesichtspunkten, wobei das allmähliche Verschwinden des Christentums in dem ursprünglich christlichen Land ausführlich zur Sprache kommt. Dann stellt er die kulturellen, wirtschaftlichen und zivilisatorischen Folgen einer Aufnahme der Türkei dar. Als Leser gewinnt man den Eindruck, dass eine Aufnahme der Türkei einer Selbstaufgabe Europas gleichkäme. Das bisherige Europa würde schon auf mittlere Sicht seine Identität und sein wirtschaftliches Niveau verlieren. Scheinbar unbewusst möchte sich wohl mancher unserer Politiker an das

junge und starke Volk anlehnen, um globale Probleme leichter lösen zu können. Auch das Schielen auf den Absatzmarkt Türkei mag bei Kaufleuten und Industriebossen eine Rolle spielen. Das liefe auf einen dauerhaften Verkauf der europäischen Identität gegen ein möglicherweise nur zeitlich gefülltes Bankkonto hinaus.

Dem Taschenbuch mit seinen profunden Analysen ist eine große Verbreitung zu wünschen.
Eduard Werner



Peter März: Mythen, Bilder, Fakten. Auf der Suche nach deutscher Vergangenheit.

Olzog Verlag München 2010, 336 Seiten, ISBN 978-3-7892-8322-2, Euro 26,90

Geschichte wirkt immer in die Gegenwart herein. Deshalb ist die Deutungshoheit so hart umkämpft. Dies zeigt sich bei der Behandlung, des Begriffes der Faschismus-Keule. Sie dient linken Journalisten nicht zur Klärung von Zusammenhängen, sondern zur Kontaminierung des „bürgerlichen“ Gegners. Das Wissen um die schicksalsträchtigen Geschichtsdaten ist leider weithin verloren gegangen. Peter März stellt auf souveräne Art Entwicklungslinien deutscher und österreichischer Geschichte dar, indem er bei strittigen Thesen das Für und Wider erläutert. Dies unternimmt er beispielsweise bei der Darstellung der Außenpolitik unter Konrad Adenauer, Willi Brandt und Helmut Kohl sine ira et studio. Oder: Welche Auswirkungen hätte es gehabt, wenn 1683 Wien an die Türken gefallen wäre? Wäre damals Deutschland ein Teil des Osmanischen Reiches geworden wie Kleinasien und große Teile des Balkan schon nach dem Fall von Konstantinopel 1453? Es war das polnische Heer, das damals die europäische Identität zu erhalten half, während Brandenburg-Preußen nur zuschaute. Dass nicht nur historische Daten und Orte zur Identifikation der Menschen mit ihrem Staat beitragen, zeigt der Autor mit dem modernen Phänomen Fußball. Diese durchgehend eindrucksvollen Essays könnten den Geschichtslehrern in ihrem Unterricht sehr zustatten kommen.
Eduard Werner



Necla Kelek: Himmelsreise – Mein Streit mit den Wächtern des Islam,

Verlag Kiepenheuer und Witsch, Köln 2010; 267 S., 18,95 Euro, ISBN: 978-3-462-04197-2

Warum leben so viele Moslems in unserm Land in einer Parallelgesellschaft im Gegensatz zu andern Migranten, die sich gut integriert haben? Necla Kelek, als Muslima aufgewachsen, lebt seit Jahren in Deutschland und wurde in Greifswald zur Dr. phil. promoviert. In ihrem neuesten Buch „Himmelsreise“ beschreibt und analysiert sie die soziale und politische Realität des Islam in unserm Land. Sie stellt darin die Geschichte, das Wesen, das Welt- und Menschenbild des Islam dar. Der Islam kennt keine Trennung von Religion und Politik, er ist immer Glaube, Lebenskonzept, Ideologie und Politik zugleich. Das Buch gibt eine umfassende Übersicht über den Islam als Glauben, im Alltag und in der Politik. Es beschreibt

auch die Islamverbände und ihre Ziele. Es zeigt die aktuellen Probleme auf, insbesondere die Verweigerung einer Gleichberechtigung der Frauen und einer ungehinderten Bildung für Kinder. Ich wünsche diesem mutigen, kritischen, klaren und gut verständlichen Buch eine weite Verbreitung.
Karl - Maria Heidecker

Gebetsanliegen des Hl. Vaters im August 2010

1. Für die Arbeitslosen und die in Not Geratenen: Um Verständnis und konkrete Hilfe.
2. Für alle durch Hunger und Krieg zur Auswanderung Getriebenen: Die Kirche öffne ihnen ihre Tore und biete ihnen ohne Rücksicht auf ihre Herkunft und Religion Heimat.

und im September 2010

1. Für die Menschen in unterentwickelten Ländern: Die Verkündigung des Evangeliums befähige sie zu einem glaubwürdigen Einsatz für den menschlichen Fortschritt.
2. Für die Menschen in den Kriegsgebieten: Unsere in Liebe offenen Herzen mögen dazu beitragen, die Kämpfe und das Blutvergießen zu überwinden.

Sühnenacht Sühneanbetung

Leuterod/Ötzingen: 30.08./27.09.2010 · Maria-Hilf-Kirche · Sühnegeb.std. Euch. feier · Predigt · Beichte u. euchar. Anbet. von 18.00 - 22.00 Uhr m. Pfr. R. Lambert; Hinweise: 02602-7272

Marienthal: Fatima-Gebetsabend: 13.08./13.09.2010 · 18:00 Uhr · mit Prälat Militärdekan a.D. Walter Theis · Ro.kr. Lauret. Litanei · 19:00 Uhr · hl. Messe · Lichterproz. · Sakram. Segen.

Veranstaltungen der Initiativkreise – Aktionsgemeinschaften:

München: 21. September 2010 · 17:00 Uhr · Hansa Haus · Brienerstraße 39 · 80333 München · Frau Alexandra Maria Linder: „Das Geschäft mit der Abtreibung“ · Hinweise: 089-605732

Bischof aus Würzburg leitet größte Lichterprozession Schwabens am 15. August 2010 in Maria Vesperbild

Kräuterbuschenweihe in den hl. Messen um 7.30, 8.30 und 10.15 Uhr. Feierl. Pontifikalamt, Mariengrotte, 19.00 Uhr; Celebrans und Prediger: S. E. der hwst. Herr Bischof Dr. Friedhelm Hofmann, Würzburg. Feierliche Lichterprozession im Anschluss an das Pontifikalamt und führt über den Schlossberg zurück zur Mariengrotte. Hinweise: 08284 / 8038, www.maria-vesperbild.de

22. Internationale Theologische Sommerakademie in Aigen, Österreich

Thema: Der Heilige Geist und sein Wirken; 30.08. - 01.09.2010; Linzer Priesterkreis, Programm und Hinweise: Dr. Franz Breid, Am Südhang 1, 4133 Niedererkappel; Tel.: (00 43) 0 72 86 / 75 8 68; www.theol-sommerakademie.com

10. Kongress: Freude am Glauben

Die Kirche – Dienerin der Wahrheit und Zeichen des Widerspruchs

27. - 29. August 2010 in Fulda



Wir bitten um Spenden für den

DER FELS

Katholisches Wort in die Zeit

www.der-fels.de

Anschriften der Autoren dieses Heftes

- Raymund Fobes
Zillenweg 8
85051 Ingolstadt
- P. Dr. Hermann Geißler FSO
Via di Val Cannuta 32
00166 Rom, Italien
- Martin Haubs
Elisabethenstr. 25
36039 Fulda
- Gabriele Kuby
Gänsbach 24
83253 Rimsting
- Jürgen Liminski
Neckarstr. 13
53757 St. Augustin

DER FELS - Katholische Monatsschrift. Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

Verlag: Der Fels-Verein e.V.

Herausgeber: Der Fels-Verein e.V.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743,

e-mail: Redaktion: Hubert.Gindert@der-fels.de Bestellung: Renate.Gindert@der-fels.de

Verlagsleitung: ebendort, Grafik und Layout: Renate Gindert, Bernau;

Druck: Mayer & Söhne, Druck und Mediengruppe GmbH, 86551 Aichach

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten.

Bestellung: An den Fels-Verein e.V., Postfach 1116, D-86912 Kaufering

Einzahlung Deutschland: Konto Fels e.V.;

Landsberg-Ammersee Bank eG, KontoNr.: 514 75 22, BLZ: 700 916 00;

Postbank München, KontoNr.: 903 166 809, BLZ 700 100 80

Österreich: Bestellungen wie oben, Landeshypothekenbank Salzburg, Fels e.V.,

Konto Nr.: 2 493 378, BLZ: 55 000;

Schweiz: Bestellungen wie oben, Post Finance, Der Fels e.V.,

Konto Nr.: 60-377132-6, (Ausland) IBAN: CH80 0900 0000 6037 7132 6; BIC: POFICHBEXXX

Für übrige EU-Länder: Wer Spenden auf unser Konto überweisen möchte, kann dies zu Inlandsgebühren erledigen, wenn er bei der Überweisung anstelle der Kontonummer die IBAN (=Internationale Kontonummer) DE 46 7009 1600 0005 1475 22 und anstelle der Bankleitzahl die BIC (Identifikation des Kreditinstitutes) GENODEF1DSS angibt.

Alois Grozde – vom Glaubenszeugen zum Märtyrer

Wo Kommunismus und Nationalismus eine Verbindung eingehen – wie es während des II. Weltkriegs in Jugoslawien der Fall war – verdoppelt sich die Menschenverachtung. Dort kämpften die kommunistischen Partisanen sowohl gegen die deutsche Besatzung als auch gegen die katholische Kirche. Ein frühes Opfer neben vielen anderen war der junge Theologiestudent Alois (Lojze) Grozde. Er wurde am 27. Mai 1923 als uneheliches Kind in der slowenischen Untersteiermark geboren. Schon als Kind musste er sich sein Brot als Hirte von Kuhherden verdienen. In der Schule zeigte er eine außergewöhnliche Begabung. Er schrieb Gedichte und nannte die heilige Eucharistie die Sonne seines Lebens. Auf die Jugendlichen seiner Umgebung wirkte er vorbildhaft. Deshalb wurde er auch Vorstand der „Marianischen Kongregation“. Sein Wunsch, Priester zu werden, führte ihn zunächst in ein kirchliches Internat mit Gymnasium und schließlich in ein Priesterseminar. Titos Partisanen beobachteten den charismatischen Jugendführer genau. Seine erfolgreiche katholische Jugendarbeit war den nationalen Kommunisten ein Dorn im Auge. Schließlich beschlossen sie seine Ermordung. Am Sonntag, dem 27. Dezember 1942 fuhr Lojze Grozde mit dem Schlitten zur Zisterzienserkirche Sticna, um sich dort mit einer Beichte auf den nahen Herz-Jesu-Freitag vorzubereiten. Von dort fuhr er am Neujahrstag 1943 mit dem Zug in Richtung Mirna, um in den Weihnachtsferien Verwandte zu besuchen. Als der Zug in Mirna hielt, umstellten kommunistische Partisanen den Zug und verhafteten den jungen Studen-

ten. Die Partisanen schleppten ihn sofort zum Verhör und zur Leibesvisitation in ein Gasthaus. Man fand bei ihm ein lateinisches Messbuch,



ein Fatima-Buch und die „Nachfolge Christi“ von Thomas a Kempis. Das genügte, um ihn qualvoll zu töten. Dazu luden die Terroristen die Leute aus den Nachbarhäusern zum „Lustspiel“ ein. So nannten sie nämlich die öffentliche Folterung bis zum Tode. Welche Wunden sie dem wehrlosen Opfer dabei zufügten, zeigte später der medizinische Obduktionsbefund. Den Leichnam schleppten sie in den Wald eine gute Viertelstunde außerhalb des Ortes. Erst am 23. Februar 1943 fanden die Kinder, die an den sonnenseitigen Berghängen Schneeglöckchen suchten, die Leiche von Lojze. Diese zeigte noch keine Spur von Verwesung. Erschüttert legten die Kinder dort ihre Schneeglöckchen nieder.

Die Zehen waren abgeschnitten, das rechte Ohr, die Haut an der rechten Wange war vom Ohr bis zu den Lippen herab gerissen, das rechte Auge herausgeschnitten, in das linke Auge war mit einem scharfen Gegenstand gestochen, so dass es ausgeflossen war. Am Kopf erkannte man eine etwa acht Zentimeter lange und sechs Zentimeter tiefe gähnende Wunde. Das wird wohl der Todesstoß gewesen sein. Die Zunge war an der Wurzel abgeschnitten.

Wie muss Lojze Grozde gelitten haben! Angesichts des Schreckens hatte kein Zuschauer gewagt, um Gnade zu bitten. Den Nationalisten erschien die Internationalität der Kirche als Todfeind, und die Kommunisten hassten den Glauben an Gott so sehr, dass sie statt des versprochenen Paradies auf Erden nur einen Ozean von Leid anrichteten. Peiniger und Opfer erfahren die Gerechtigkeit oft erst jenseits des Todes. Vergangenes Leid wird verklärt, Schuld aber wirkt weiter, bis sie gesühnt ist. Prof. Strlé hat 1944 die Lebensgeschichte von Loize Grozde aufgeschrieben. Dafür musste er von 1947 bis 1952 ins Gefängnis.

Am Sonntag, den 10. Juni 2010 nahm der vatikanische Kardinalstaatssekretär Bertone den Märtyrer Alois Grozde in das Verzeichnis der Seligen der katholischen Kirche auf. Die Feier fand mit 40 000 Besuchern im Fußballstadion der slowenischen Stadt Celje (Cilli) statt. Dieses Glaubensfest weist auf einen ewigen Zustand der Seligkeit hin, während die Todesqualen tröstlicherweise nur Stunden dauerten.

Eduard Werner